

ANNE HEINIG

MIT LUTHER DURCH DAS
KIRCHENJAHR

AUFSÄTZE FÜR DEN
GEMEINDEBRIEF

KIEL 2016



Inhalt

- 3 Vorwort und Dank
- 4 Von der Himmelskönigin zur nichtigen Magd. Das Marienbild der Reformation.
- 13 Ein Geschenk des Himmels. Luthers Weihnachtslied „Vom Himmel hoch“
- 17 Bedeutende Geschenke – Zur Deutung von Gold, Weihrauch und Myrrhe
- 21 Vierzig Tage – Zur Passions- und Fastenzeit
- 25 Luthers Lamm – Zur reformatorischen Deutung des Passalamms
- 29 Dürers Gnadenstuhl von 1511
- 31 Ein Christfest im Sommer. Zum Gedenktag Johannes d. Täufers
- 37 Ein Bildbekenntnis zur Augsburgischen Konfession
- 40 Wer ist wie Gott? – Zum Gedenktag des Erzengels Michael
- 43 Das Porträt im Dienst der Diplomatie
- 47 Rose und Schwan – Luthers Merk- und Markenzeichen
- 55 Bildnachweis

Vorwort und Dank

Dieser Band enthält eine Reihe von Aufsätzen zur christlichen Kunst und Kultur, die seit Frühjahr 2012 für den Gemeindebrief des Pfarrbezirks Kiel der SELK neu geschrieben worden sind. Sie reichen von der Bildbetrachtung bis zum historisch ausgerichteten Essay oder verbinden beides miteinander.

Aufgegriffen werden Themen des Kirchenjahres, z.B. Advent, Weihnachten, Epiphaniastage und Fastenzeit, Ostern, Trinitatis- und Sommerzeit, Michaelis und Reformationsfest. Die Gemeinsamkeit aller Beiträge besteht darin, dass Martin Luther zu Wort kommt und die Leser sich einmal mehr mit seiner Sprache und seinem Gedankengut vertraut machen können, ohne theologisches Fachwissen zu haben.

Die meisten Aufsätze enthalten Abbildungen, um den Text aufzulockern. Nur wenige Abbildungen sind aber tatsächlich Thema des Textes, z.B. die Bilder von Lucas Cranach oder von Albrecht Dürer. Sie sind im Bildnachweis am Ende dieses Bandes durch grüne Schrift gekennzeichnet. Andere Bilder lassen sich dagegen durch schon vorhandenes Bildmaterial desselben Themas austauschen, z.B. die Bilder von den Heiligen drei Königen oder von Johannes dem Täufer.; Bilder, für die Nutzungshonorare entrichtet werden müssen, sind im Bildnachweis durch rote Schrift gekennzeichnet.

Für die Anregung zu dieser Sammlung danke ich den Lesern unseres Kieler Gemeindebriefes, deren Kreis immer größer geworden ist. Immer wieder ist unsere Redaktion gefragt worden, ob einzelne Texte für andere Gemeindebriefe oder für die Gemeindegemeinschaft verwendet werden können. Gern kommen wir diesem Wunsch mit diesem Heft entgegen und freuen uns aufs Weitermachen.

Herrn Kirchenrat P. Michael Schätzel und dem Team des Amtes für Gemeindegemeinschaft (AfG) der SELK danke ich herzlich für die Übernahme dieses Heftes in den Download-Bereich der Homepage des AfG.

Von der Himmelskönigin zur nichtigen Magd Das Marienbild der Reformation

Wer war und ist die Jungfrau Maria, deren Wege und biblische Worte uns durch die Advents-, Weihnachts- und Epiphaniasezeit begleiten? Sofort denkt man an die Katholische Kirche und ihre Marienverehrung, die die Jungfrau zur majestätischen Himmelskönigin und selig machenden Vermittlerin zwischen Gott und Mensch erhoben hat und die sie bis heute mit vielen Kirchenfesten und Bräuchen würdigt.

Warum die Mutter Jesu aber auch für die Evangelische Kirche und eigentlich für die ganze Christenheit wichtig ist, soll anhand der Entstehung des Marienbildes der Reformation und mit einem Blick auf die Magnifikat-Auslegung Martin Luthers ergründet werden.

Die Jungfrau Maria in der Lutherbibel

Im Alten Testament findet sich mit der Weissagung des Propheten Jesaja (7,14) nur ein Hinweis auf Maria: Eine Jungfrau wird schwanger werden und einen Sohn gebären, den sie Immanuel nennen wird.

Die Geschichte Marias im Neuen Testament beginnt mit der kurzen Schilderung, die Matthäus (1,18-25) über die Verbindung zwischen Maria und Josef gibt. Der Zimmermann nimmt die junge Frau trotz ihrer vorehelich entstandenen Schwangerschaft zu sich, nachdem ein Engel ihm im Traum die Zweifel genommen und ihm die Herkunft Jesu aus dem Heiligen Geist und seine künftige Bedeutung als Retter des Volkes erklärt hat.

Während der Evangelist Markus über Maria schweigt, finden sich die wichtigsten Auskünfte über die Jungfrau im Evangelium des Lukas (Lk 1). Er verknüpft die Geschichten von Johannes dem Täufer und Christus und lässt die Geschichte Marias mit der Verkündigung durch den Engel Gabriel beginnen. Der Engel grüßt die Jungfrau mit den Worten „*Sei gegrüßt, du Begnadete*“ und kündigt ihr eine Geburt an, die ihr Verstand nicht fasst, ihr Glaube aber zulässt: „*Siehe ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast*“. Maria folgt dem Hinweis des Engels auf die ebenfalls überraschende Schwangerschaft Elisabeths und besucht sie. Mit Marias Gruß empfangen auch Elisabeth und ihr ungeborener Sohn Johannes den Heiligen Geist; Maria wird als Mutter des Herrn von beiden erkannt, begrüßt, und ihr Glaube wird gepriesen; daraufhin stimmt Maria ihr Loblied auf den Herrn an – das **Magnifikat** (S. 7f.).

Die nächsten Berichte des Lukas gelten der Geburt Christi und seiner Darbringung vor Simeon im Tempel; er erkennt seinen Heiland und prophezeit dessen Mutter die Widerstände und Schmerzen, die Maria und Jesus erwarten. Der letzte Bericht des Lukas handelt vom 12-jährigen Jesus, den seine Eltern nach einem Passafest verloren und zunächst vergeblich gesucht haben. Sie finden ihn bei den Schriftgelehrten im Tempel, den er als Ort seines Vaters bezeichnet.

Die letzten Worte und Schritte Marias sind im Johannesevangelium und in der Apostelgeschichte zu finden. Mutter und Sohn begegnen sich auf der Hochzeit zu Kana. (Joh 2, 1-12). Als der Wein ausgeht, wendet sich Maria mit diesem Mangel an Jesus; trotz seiner unfreundlichen, scheinbar ablehnenden Reaktion vertraut sie ihm und spricht: „*Was er euch sagt, das tut*“. Zuletzt schildert der Evangelist im Bericht zur Kreuzigung, wie Jesu Mutter vom Jünger Johannes aufgenommen wird; die nachfolgende Apostelgeschichte nennt Maria schließlich als Glied der Urgemeinde in Jerusalem.

Anwältin des Heils – Marias Aufstieg zur göttlichen Himmelskönigin

In der apostolischen Zeit gab es keine Marienverehrung. Sie war einfach die Mutter Jesu, die jungfräulich empfangen hat. Die Ausweitung der Missionstätigkeit weit über die Grenzen Israels hinaus, die nachfolgende Gründung und Entwicklung von Kirchen und die Entstehung der Theologie führten jedoch schon ab dem 2. Jahrhundert n. Chr. zu verschiedenen Denkrichtungen, die das Leben und die Eigenschaften Christi als Mensch und Gottessohn betrafen. Damit verbunden war auch ein wachsendes Interesse an seiner Mutter, deren Leben bereits um 150 n. Chr. eine detailreiche Schilderung im so genannten Proto-Evangelium des Jakobus fand. Hinzu kamen heidnische Gottesvorstellungen, die durch den wachsenden Zulauf heidnischer Volksstämme in die Kirchen für Verwirrung und Auseinandersetzungen sorgte.

Ein wichtiges Datum für die Einigungsbestrebungen und die Abwehr falscher Lehren waren die Jahre 431 und 433 n. Chr. Das Konzil von Ephesus erklärte die „unvermischte Einigung von Gott und Mensch in Christus“ und erklärte Maria zur Gottesgebälerin (Theotokos).

Dies hatte ungeahnte Folgen. Christus wurde – den Glaubensbekenntnissen entsprechend – am Platz zur Rechten Gottes hauptsächlich in seiner göttlichen Natur erkannt, während seine Erniedrigung zum Menschen und seine versöhnliche Rolle im Heilsplan fast in Vergessenheit gerieten. Man erwartete ihn als Richter über die Lebenden und die Toten zurück. Diese

Vorstellung versetzte die Menschen in Furcht, und auch für den jungen Luther war – wie der Reformator später in einer Predigt bemerkte – „*Christus zum Teuffel geworden*“.

Umso bereitwilliger wurde Maria die Rolle des Heilands und das Amt der Vermittlung zwischen Gott und Mensch zugewiesen; hier wirkte die heidnische Vorstellung von einer weiblichen, mütterlichen Gottheit nach. Sie galt als Himmelskönigin, wurde zur Vertrauten und Beschützerin der Gläubigen, war vor allen anderen Heiligen Inhaberin des göttlichen Gnadenschatzes und damit Inbegriff der Kirche selbst.

Dieser entscheidende Schritt weg von einem auf Christus bezogenen Glauben (Christologie) hin zu einer auf Maria gerichteten Theologie und Frömmigkeit (Mariologie) prägte auch die Auslegung der Bibel. Maria wurde als sündlose Jungfrau der sündigen Eva des Alten Testaments entgegengesetzt und war auch in den Geschichten des Neuen Testaments stets die gnadenreich Handelnde:

Sie gibt demnach am Ende der Verkündigung das Startsignal für die Menschwerdung Christi; sie dankt Gott im Beisein Elisabeths für den Lohn ihrer tugendhaften Demut, sie bringt Christus zur Welt, sie übergibt ihn im Tempel; sie erlitt Schmerzen bei der Suche des 12-jährigen Jesus und erzieht ihn zugleich zum Gehorsam; sie fordert den Sohn zu seinem ersten Wunder auf, sie opfert Jesus am Kreuz. Am Ende ihres gottgefälligen und leidvollen Lebens wird sie in den Himmel erhoben und dort gekrönt.

Gerade die letzten Ereignisse des Marienlebens waren nicht der Bibel entnommen. Weil deren wenige Geschichten für einen Aufstieg zur Königin und ‚Anwältin des Heils‘ nicht ausreichten, ergänzten Legenden, theologische Streitschriften, die Meinungen der Kirchenväter und schließlich auch Dichtung und Liedgut das strahlende Bild der Gottesmutter. Auch die Kirchenliturgie erhielt mariologische Akzente: Das *Ave Maria* und das *Magnificat* wurden in den Gebetskreis (Rosenkranz) aufgenommen und die Anzahl der Marienfeste stieg, bis man alle Stationen ihres legendären Lebens feiern konnte. Luther nutzte später diese Marienfeste gern, um seine Kritik am herkömmlichen Marienbild anzubringen und das Leben der Gottesmutter zum Ausgangspunkt für Christuspredigten zu machen.

Anteil an der Marienverehrung hatte natürlich auch die bildende Kunst. Sie galt selbst als Akt des Glaubens und schuf ihre ‚guten Werke‘ in Gestalt von anbetungswürdigen Marien- und Heiligenbildern. Einen besonders starken Eindruck von ihrer Rolle als Heilsträgerin und Beschützerin boten Bilder der so genannten Schutzmantelmadonna. Maria wurde mit weit geöffnetem Umhang gezeigt, unter dem sich Menschen aller Stände duckten, um z.B. Krankheiten, Unwettern oder dem Wucher zu entgehen. Außerdem gab es Weltgerichtsbilder wie die so genannte „Deesis“: Christus wird als Furcht erregender Richter mit Schwert und Lilie (Schuld/Unschuld) gezeigt oder hält das geschlossene Buch des Lebens in Händen. Zu seiner Rechten und zu seiner Linken sind Maria und Johannes d. Täufer als ehrfürchtig flehende Fürsprecher sehen.

Im Zuge der Ausweitung des Ablass-Wesens gingen Kirche und Kunst sogar so weit, die Bußfertigkeit der Gläubigen mit angeblich wundertätigen Bildern zu manipulieren – ein Betrug, der sogar in den reformatorischen Bekenntnisschriften Erwähnung fand. 1535 veröffentlichte Philipp Melancthon die ‚Apologie‘ als Verteidigungsschrift gegen die katholischen Widerreden zur Augsburger Konfession von 1530: Der 25. Artikel über die ‚Anrufung der Heiligen‘ kritisiert unter anderem: *„Unser etliche haben vormals in einem Kloster ein Marienbild gesehen von Holz geschnitzt, welches also inwendig mit Schnürlein konnte gezogen werden, daß es von außen schien, als regte sich’s von ihm selbst, als winkte es mit dem Haupt den Anbetern, die es erhört, und als wendete es das Angesicht weg von den Anbetern, die nicht viel opferten, die es nicht erhört.“*

Vom Himmel geholt

Die Neuformulierung des Marienbildes in der Reformation

Wie aber stellten sich Luther und seine Mitstreiter das richtige Marienbild vor? Antworten darauf finden sich in Luthers Auslegung des Magnifikat, des Lobgesangs der Maria während der Begegnung mit ihrer Verwandten Elisabeth:

- 1 *Meine Seele erhebet den Herrn/*
- 2 *und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes,*
- 3 *denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen. Siehe von nun an werden mich seligpreisen alle Kinds Kinder*
- 4 *Denn er hat große Dinge an mir getan, / der da mächtig ist und dessen Name heilig ist.*

- 5 *Und seine Barmherzigkeit währt von Geschlecht zu Geschlecht bei denen, die ihn fürchten.*
- 6 *Er übt Gewalt mit seinem Arm / und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.*
- 7 *Er stößt die Gewaltigen vom Thron / und erhebt die Niedrigen.*
- 8 *Die Hungrigen füllt er mit Gütern / und lässt die Reichen leer ausgehen.*
- 9 *Er gedenkt der Barmherzigkeit, / und hilft seinem Diener Israel auf,*
- 10 *wie er geredet hat zu unsern Vätern, / Abraham und seinen Kindern in Ewigkeit.*

(Lukas 1, 46-55)

Luther hatte seine Auslegung dazu 1521 auf der Wartburg fertig gestellt und sie dem 18-jährigen Neffen des Kurfürsten, Herzog Johann Friedrich von Sachsen, gewidmet. Dieser hatte sich unter anderem für die rettende Entführung Luthers nach dem Wormser Reichstag eingesetzt und sich als Gegenleistung geistliche Unterstützung für seine spätere Regentschaft (1532-1547) erbeten. Luther erschien eine Auslegung des Magnifikat als beste Möglichkeit, eine Mahn- und Trostschrift zu verfassen, die unterdrückte Menschen aufrichtet, Herrscher und Gewaltige aber erschreckt und um ihre Macht fürchten lässt.

Eine schrittweise Nacherzählung der Vers für Vers vorgehenden Auslegung des Magnifikat ist aufgrund der vielen Einschübe und Wiederholungen nicht in der gebotenen Kürze möglich. Es lassen sich jedoch die wesentlichen Prinzipien der Reformation wiederfinden:

„Christus allein“ („*solus christus*“). In Luthers Augen nimmt die Mariologie Christus alle Ehre. Seine Bibelauslegung steht lebenslang im Dienst einer Rückkehr zu Christus als Mittelpunkt und Grund des Heils. Obwohl es in seiner Schrift zum Magnifikat nur um die Beispielhaftigkeit Marias geht, steht also Christus am Anfang und am Ende des ganzen Textes. Luther preist die Menschwerdung des Gottessohnes und betont, dass *„Gott seinen Sohn selbst in die Tiefe allen Jammers hineingeworfen“* habe, um ihn dort sehen und retten zu können. Die letzten beiden Verse führen Luther erneut zu Christus, den er einen Sohn Davids und Herr über das geistlich geborene Israel würdigt, das der Herr niemals verlassen wird.

„Allein durch die Bibel“ („*sola scriptura*“) ist für Luther Leitlinie für die Auslegung des Magnifikat. Dahinter steht seine Erkenntnis, dass die Bibel sich selbst interpretieren könne. Entsprechend kommt er immer wieder auf Textstellen aus dem Alten Testament, z.B. Psalmen oder Propheten-

worte, zurück, um das Geschehen im Neuen Testament zu deuten. Oder er lässt den Apostel Paulus zu Wort kommen. Die Erwählung Marias als Mutter Jesu aber erklärt Luther aus dem Schwur, den Gott einst gegenüber Abraham nach der verhinderten Opferung Isaaks (1. Mose 22, 17f.) abgegeben hatte: „*Und durch dein Geschlecht sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden, weil du meiner Stimme gehorcht hast*“. In Luthers Augen hat Gott den Samen Abrahams aufgehoben, um ihn in einer Jungfrau wieder zu neuem und ewigem Leben zu erwecken.

Allein aus Gnade („*sola gratia*“) hat Gott gerade Maria, eine unscheinbare Dienstmagd, angesehen und zur Mutter seines Sohnes gemacht. Diese Erkenntnis über das *Ansehen* alles Niedrigen ist das Herzstück der Magnifikat-Auslegung Luthers. Gleich die ersten beiden Verse dienen als Anhaltspunkt für die Beschreibung der Macht- und Wirkungslosigkeit des Menschen in Gottes Heilsplan. Nicht der Mensch, sondern nur seine für den Heiligen Geist empfängliche Seele sei befähigt und im Recht, Gott zu loben und ihn „*groß zu machen*“ – so die Übersetzung Luthers für das lateinische ‚*Magnificat*‘ im ersten Vers. Im zweiten Vers, der den Herrn zuerst ‚Gott‘ und danach ‚meinen Heiland‘ nennt, erkannte Luther die stets gleich bleibende Ehrung Gottes; sie ist unabhängig von Glück, Wohlstand und Gaben, die der Mensch bei seinem Heiland sucht. Entsprechend betont Luther an vielen Stellen die ‚Bodenständigkeit‘ Marias. Sie bleibt die Dienstmagd, die sich um Haus und Hof kümmert und aus ihrem Ehrenamt als Gottesmutter keine Huldigung von ihrer Mitwelt erwartet.

Luther nennt das Magnifikat auch ein Loblied auf die „großen Taten Gottes“, das jeder Christ nachsingen sollte. Die Verse 4-8 dienen dem Autor als Ausgangspunkt für die Beschreibung von „sechs Werken der Barmherzigkeit“, wie er die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes gegenüber den Reichen, Gewaltigen und Stolzen einerseits und den Hungrigen, Niedrigen und Furchtsamen andererseits nennt. Besonders dieser Teil sollte dem künftigen Fürsten gleichermaßen erbauen und warnen.

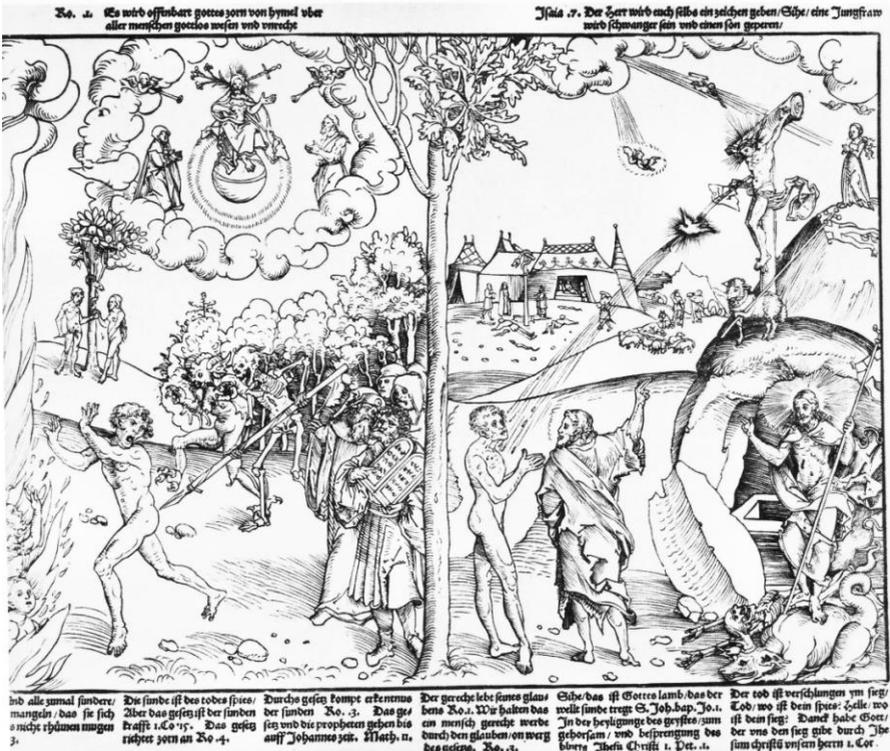
Abschließend sei auf Luthers Auffassung von Gnade und Begnadigung hingewiesen. Wie auch aus seiner Bibelübersetzung für die Verkündigung hervorgeht, sah er in Maria eine „Begnadigte“ und keine Frau „voller Gnaden“ – und sprach ihr damit das mariologische Amt der Gnadenverteilerin ab.

„Allein aus dem Glauben“ („sola fide“) und aus der mithilfe des Heiligen Geistes erworbenen Erfahrung konnte Maria ihr Loblied singen. Allein aus Glauben konnte sie die für Menschenvernunft unfassbare Gnade Gottes, als Jungfrau Gottes Mutter zu werden, überhaupt ertragen. Die Ablehnung aller Ehren für sich und eine Herzenslust am Niedrig-Sein erkennt Luther als Ausdruck des Glaubens und kommt im Hinblick auf das Wort ‚Niedrigkeit‘ auch auf die ‚Demut‘ zu sprechen. Im Gegensatz zur „gemachten“ und zur Schau getragenen Demut, z.B. der Bettelmönche‘, die nur auf Anerkennung der Umwelt aus sei, bestehe Marias Demut im Unwissen über ihre Tugend. Damit setzt Luther die Auffassung der römischen Kirche, Demut und Keuschheit seien belohnenswerte Verdienste Marias, außer Kraft. Nicht zuletzt hat Luther die Menschwerdung und Geburt Christi aus Maria auch als Akt der Geburt des Herrn im Herzen der Menschen beschrieben. Wie Maria dürfe jeder Mensch sich mithilfe des Heiligen Geistes herzlich des Kindes annehmen.

Fasst man die in dieser Schrift und in vielen Predigten angesprochene Bedeutung des Magnifikat grob zusammen, so hat Luther in Maria und in den Worten ihres Lobliedes die Rechtfertigung des Menschen allein durch Gottes Handeln gesehen und Maria jede Mitwirkung in Gottes Heilsplan abgesprochen. Er hat sie damit gewissermaßen ‚vom Himmel geholt‘ und ‚auf Augenhöhe‘ mit der verelendeten erlösungsbedürftigen Menschheit gebracht. Jeder Mensch darf es in seinem Glauben für möglich halten, dass Gott ihn ansieht. Es erscheint daher nicht überraschend, dass Luthers Magnifikat-Auslegung trotz einiger altgläubig klingenden Formulierungen („*Maria will, das du durch sie zu Gott kommst*“) 1531 auf den päpstlichen Index verbotener Bücher gesetzt wurde.

Ein Bild von einer Jungfrau – Kunst im Dienst von Luthers Marienlob

Bilder spielten für die Verbreitung reformatorischen Gedankenguts eine wichtige Rolle. Den Bildersturm seiner Zeit lehnte Luther als „Abgötterey“ ab, weil Bildern dadurch immer noch viel zu viel Macht zugesprochen wurde. Auch Marienbilder, von denen Luther selbst welche besaß, waren in seinen Augen als Gedächtnisstütze zu schätzen. Allerdings mussten sie bestimmte Eigenschaften haben. Hatte Luther in seiner Magnifikat-Auslegung das detailreiche Bild einer unscheinbaren und hart arbeitenden Magd entworfen, schätze er Bilder, die sie als Hausfrau und möglichst ohne Nimbus zeigten. Auch Bilder, die Maria mit Jesuskind zeigen, auf dessen



Lippen oder Leib ihr Finger weist, waren ihm lieb; denn damit wurde sie – ähnlich wie Johannes der Täufer – als Anzeigerin und Predigerin Christi veranschaulicht.

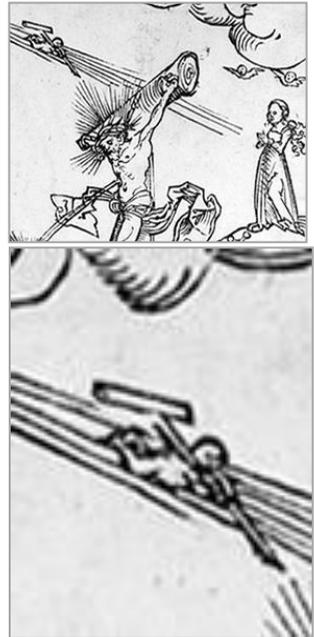
Abschließend sei auf einen Holzschnitt hingewiesen, der Luthers Gedankengut wie ein Schaubild zusammenfasst und auch sein Bild von Maria anschaulich macht. Um 1530 schuf Luthers Freund Lucas Cranach dieses „Merkbild“, das später als Vorlage für verschiedene Gemälde, Altäre und Buchtitelseiten diente.

Getrennt durch einen halb dürren und halb blühenden Baum stehen Motive zum Gesetz und zum Evangelium einander gegenüber; außerdem hat Cranach die biblische Geschichte in ‚Zeitzone‘ eingeteilt, indem die Motive Situationen vor, unter und nach dem Gesetz vertreten und entsprechend mit biblischen Texten oben und unten erklärt sind. Links auf der Gesetzesseite sieht man einen nackten Menschen, vermutlich Adam, nach dem Sündenfall vor der Unerbittlichkeit des Gesetzes fliehen und getrie-

ben von Tod und Teufel ins Fegefeuer rennen. Darüber ist eine Himmelszone dargestellt, in der Christus als Weltenrichter zwischen den flehenden Fürbittern Maria und Johannes thront.

Rechts auf der Evangelienseite steht wieder Christus im Vordergrund; als vom Himmel geschenktes Kind, als Gekreuzigter und als Auferstandener sowie durch das Lamm mit Siegesfahne ist er gleich viermal abgebildet. Adam ist stehen geblieben und lässt sich von Johannes den Gekreuzigten zeigen; durch den Heiligen Geist ist er mit dem Erlöser verbunden.

Maria bleibt hier allein im Hintergrund. Sie ist durch die himmlischen Strahlenbündel in ein Kraftfeld eingebunden, dessen Dreieckform an den Dreieinigigen Gott erinnert. Maria erscheint auch nicht mehr als mächtige himmlische Fürsprecherin, sondern steht – ohne Kopfbedeckung und weitem Mantel – als junge Frau fest auf einem Felsen, dem Grundstein der Kirche. In passiver abwartender Haltung mit leicht vorge-strecktem Leib sieht sie dem kleinen Kind zu, das ihr mit einem Kreuz entgegen fliegt. Mit dieser Figur griff Cranach auf eine seit dem Mittelalter gebräuchliche Form der Darstellung des noch ungeborenen Christus zurück; sie ist bekannt als „Logos-Knabe“, der das *Fleisch gewordene Wort Gottes* symbolisiert. Damit war eine Möglichkeit gefunden, Marias Erwählung zur Gottesmutter beim Empfang Jesu vor Augen zu führen, ohne sie als Schwangere abzubilden. Wie in Luthers Magnifikat-Auslegung findet auch hier die Menschwerdung Christi zuerst im Herzen Marias statt, zu dem die göttlichen Strahlen das Kind lenken.



Ein Geschenk des Himmels... Luthers Weihnachtslied „Vom Himmel hoch“

Wittenberg Ende der 1520er Jahre. Nachdem ein Bote laut rufend die Menschen zu einem Sängerstreit eingeladen hat, bleiben die ersten Passanten neugierig auf dem Marktplatz stehen, darunter Martin Luther. Gespannt beobachtet man, wie eine Gruppe junger Leute einen Stapel Holzkisten zu einer kleinen ‚Bühne‘ aufbaut und Musikinstrumente zutage fördert. Eine kleine Schar junger Mädchen hat einen kunstvoll geflochtenen Blumenkranz mitgebracht. Dann wird es still, denn ein junger Mann ist auf die Bühne gestiegen und stimmt ein Lied mit einer einfachen, aber vertrauten Melodie an – beinahe so, wie heutzutage Nachrichtensendungen eingeleitet werden.

Die erste Strophe lautet:

„Ich komm aus frembden Landen her
Und bring euch vil der neuen mär.
Der neuen Mär bring ich so vil,
mer dann ich euch hie sagen will.

Es folgen nun viele Verse, in denen der Sänger Neuigkeiten von seiner Reise quer durch Deutschland verkündet – je schräger und sensationeller, desto spannender. Bei den letzten Strophen summen die Zuhörer bereits mit. Auch ein zweiter Sänger gibt seine Erlebnisse zum Besten, ein dritter und ein vierter Sänger folgen. Am Ende der Darbietungen ist das Publikum dran. Es soll über das beste und interessanteste Lied abstimmen. Sieger wird der erste Sänger, denn seine Melodie ist bei den Zuhörern am besten ‚hängen geblieben‘. Zwei Mädchen legen ihm den Blumenkranz um den Hals – Martin Luther aber steckt zufrieden einen kleinen Zettel mit Notizen zu diesem „Kranzlied“ ein und verlässt die nun tanzende Gesellschaft.

So oder so ähnlich darf man sich die Unterhaltung des Volkes in der Reformationszeit und Luthers Interesse an Volksweisen vorstellen. Fahrende Sänger und Gaukler und Wettbewerbe zwischen ihnen gehörten seit dem Mittelalter zu den üblichen öffentlichen Vergnügungen und trugen zur Entstehung eines wachsenden Schatzes von Volksliedern bei, die schnell ‚in aller Munde‘ waren – wie beliebte Schlager heute.

Was sprach dagegen, diese weltlichen Weisen für Schöpfungen neuer, „evangelischer“ Lieder für Kirche, Schule und Haus zu nutzen und sie – versehen mit anderen Texten – in eigenen Gesangbüchern zu sammeln? Denn in den Augen der Reformatoren galt für die Musik wie für Bilder, dass nicht deren künstlerische Originalität, sondern deren Gebrauchswert für die Verkündigung des Evangeliums entscheidend ist.

Dies passte auch zu Luthers Vorstellung von einer Reformation des Gottesdienstes. Damit die Gemeinde, deren Mehrheit weder lesen konnte noch die lateinische Sprache verstand, etwas mehr vom Gottesdienst hatte, sollte sie wenigstens bei der Musik mehr zu ihrem Recht kommen. So blieb sie nicht in der Rolle des passiv staunenden Zuschauers und Zuhörers, sondern durfte mitgestalten und singend bekennen. Die Verwendung bekannter und beliebter Melodien erleichterte den Menschen das Lernen neuer Texte, weil sie sozusagen schon ein Vorwissen hatten.

Hinter seinem Konzept musikalischer Einübung evangelischer Kernsätze stand Luthers Grundgedanke, dass ein durch den Glauben an das Evangelium fröhlich gemachtes Herz gar nicht anders könne, als es lobsingend und jubilierend weiterzusagen. *„Wer aber nicht davon singen und sagen will, das ist ein zeichen, das ers nicht gleubet und nicht ins new fröhliche Testament, sondern unter das alte, faule, unlustige Testament gehöret“* schrieb Luther noch 1545 in seiner Vorrede zum so genannten „Babst-schen Gesangbuch“.

Noch einmal zurück nach Wittenberg: Bevor sein etwa 1534 gedichtetes Weihnachtslied „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ 1535 im Wittenberger Gesangbuch veröffentlicht wurde, erprobte Luther es wahrscheinlich an Weihnachten in seiner Familie. Mit dem Untertitel *„ein kinderlied auff die weinacht Christi“* war es wohl vor allem für seine Kinder gedacht, die damals im Alter zwischen ein und acht Jahren waren.

Das insgesamt 15 Strophen umfassende Weihnachtslied knüpfte an mittelalterliche Krippenspiele an und war in drei Abschnitte eingeteilt, die mit verteilten Rollen gesungen werden konnten: 1. Verkündigung der Geburt des Heilands durch den Engel (5 Strophen); 2. Aufbruch der Hirten nach Betlehem (1 Strophe); 3. Die betrachtende Anbetung und der innere Dialog zwischen Hirten und Kind in der Krippe; den Abschluss bildet die letzte Strophe mit dem Lobgesang auf den Schöpfergott und sein Geschenk an die Menschheit. Gleich am Ende der ersten von insgesamt 5 Strophen des

Engels baute Luther auch seinen Gedanken vom „Singen und Sagen“ des Evangeliums ein.

Wie im seinerzeit belauschten Kranzlied auf dem Marktplatz übernimmt im Weihnachtslied der Engel die Rolle des ‚Nachrichtensängers‘, der am besten über die Vorgänge in Betlehem Bescheid weiß und seinen Zuhörern genau beschreiben kann, welche ‚Sensation‘ sie dort erleben können: Gott, der Herr liegt in Gestalt eines neu geborenen Kindes in einem schäbigen Futtertrog für Rind und Esel. Damit enthält das Lied eine unmittelbare Aktualität für das Hier und jetzt jedes Weihnachtsabends, ist also nicht nur eine alte Geschichte.

Nachdem die sechste Strophe die Sänger und Zuhörer zum Anschluss an die nach Betlehem aufbrechenden Hirten motiviert hat, geben die Strophen 7-12 Momente der persönlichen Aneignung des Geschehens mit Augen und Herz wieder. Im Wechsel zwischen Selbstgespräch (Merk auf, mein Herz...) und Zwiegespräch mit dem Kind (Sei mir willkommen, edler Gast...) führen die Verse langsam vom Staunen zum Begreifen der Wahrheit des Heils: Das Kind in der Krippe nimmt dem Menschen alle Not und Sünde ab, weil dieser selbst nichts vermag (Welt, Macht, Ehr und Gut vor dir nichts gilt, nichts hilft noch tut). Hier klingt ein Kernsatz der reformatorischen Erkenntnis über die Ohnmacht des Menschen und die allein seligmachende Kraft des Glaubens an das rettende Handeln Gottes an.

In den vorletzten beiden Versen werden – neben dem einfachen Volkslied – noch zwei andere Anregungen für Luther greifbar: Das Ruhen des Christkinds auf einem Bett im „Herzens Schrein“ erinnert an das vom spätmittelalterlichen Mystiker Meister Eckhart geprägte Bild von der „Geburt Gottes in der Seele“ sowie an den Gedanken des „Kommens des Jesuskinds in die Krippe des Herzens“, das der mittelalterlichen Mystikerin Gertrud von Helfta zuzuschreiben ist. Allerdings betonte Luther mit der Aufforderung an das Christkind „mach dir ein sanft Bettelein“ auch die Rolle des Menschen als passiv Empfangender des Glaubens.

Ebenfalls ins Mittelalter reicht die Tradition des Kindleinwiegens zurück; dieser Weihnachtsbrauch klingt in dem Wort „Susanninen“ im vorletzten Liedvers an., es meint das Singen eines Schlafliedes, zu dessen Klängen eine Wiege mit einer Puppe geschaukelt wurde und ist Ausdruck dafür, dass der Mensch Christus an sich drücken, halten und lieben soll. Gleichzeitig soll er mit Leib und Seele fröhlich springen und singen und sich damit dem

damit dem Engel der Verkündigung anschließen – damit leitet Luther zur letzten Strophe mit dem Lobgesang zu Gott im höchsten Thron über.

Die kindlich-einfältige Sprache der Verse unseres Weihnachtsliedes mag uns heute befremdlich vorkommen, entspricht jedoch der Haltung, die Gott von uns erwartet. Nehmen wir Christus mit froher Einfachheit an.

Bedeutende Geschenke – Zur Deutung von Gold, Weihrauch und Myrrhe



„Als sie den Stern sahen, wurden sie hoch erfreut und gingen in das Haus, und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und beteten es an und taten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe.“

(Matthäus 2, 10-11)

Diese Episode der Weihnachtsgeschichte bekommen wir nicht am Heiligen Abend, sondern zu Epiphania, den 6. Januar, zu hören. Es ist der Tag der Erscheinung des Herrn. Nur in diesem Evangelientext erfahren wir von den ungewöhnlichen Geschenken, die der Heiland von den drei Magiern erhalten hat. Es war eine wohl überlegte Auswahl: Das königliche Gold und die beiden kostbaren Harze Weihrauch und Myrrhe gehörten seit dem Altertum zu den wertvollsten Heilschätzen. Von der dürftigen Umgebung des Stalls ließen sich die Weisen dabei nicht enttäuschen, denn der Stern hatte sie sicher zur Geburtsstätte eines Königs, eines Priesters und eines Menschen geführt, dem sie mit ihren Gaben nun nicht nur Ehrerbietung, sondern auch Gesundheit schenkten.

Gold: Das strahlende Metall galt wegen seiner Schönheit und Unzerstörbarkeit in vielen Kulturen als Symbol der Sonne, der göttlichen Erleuchtung, der Reinheit, Unsterblichkeit und Weisheit. Nichts passte besser zu einem „Staatsbesuch“ – so die ursprüngliche Deutung des Wortes *Epiphanie* – als das teuerste Metall aller Zeiten.

Von einem ungewöhnlichen Gebrauch des Goldes berichtet das 2. Buch Mose (Exodus). Das Volk Israel fühlte sich von Mose in Stich gelassen und schmolz auf Aarons Befehl allen verfügbaren Goldschmuck ein, um daraus ein goldenes Kalb zu formen und es anzubeten. Gott schickte Mose zu seinem Volk zurück und ließ ihn das goldene Kalb erneut einschmelzen. Die Überreste zerrieb Mose zu einem Pulver, das er aufs Wasser stäubte. Dieses Wasser musste das Volk Israel trinken – eine Maßnahme, die dem Gold später die Wertschätzung als Gabe zur Reinigung und seelischen Läuterung eintrug. In der Folge entwickelte sich „Trinkgold“ zu einer belieb-

ten Arznei, mit der man sich vor allen möglichen Krankheiten zu schützen versuchte. Einer der Pioniere auf diesem Gebiet der Trinkgoldherstellung war der Arzt Paracelsus (1493 – 1541).

Auch mit Christus, dem Friedefürst und Retter, bringt das Alte Testament das Gold in Verbindung. So kündigt Salomos Psalm 72, 10 und 15 die Gaben für den Friedefürst an: *„Die Könige von Tarsis und auf den Inseln sollen Geschenke bringen, die Könige aus Saba und Seba sollen Gaben senden[...] Er soll leben, und man soll ihm geben vom Gold aus Saba“*.

Und Jesaja (Jes 60,6) prophezeit Zion eine helle Zukunft als Ziel aller Völker, die den Gottessohn als Messias anerkennen wollen und ihm eben die Gaben bringen werden, die später das Evangelium erwähnt: *„Sie werden aus Saba alle kommen, Gold und Weihrauch bringen und des HERRN Lob verkündigen.“* Die Weisen aus dem Morgenland, die eigentlich Vertreter einer heidnischen Priesterkaste im Orient waren, erweisen sich somit als Träger der beginnenden Erfüllung.

Weihrauch bringt man hauptsächlich mit der katholischen Liturgie in Verbindung. Er gilt als Symbol für das aufsteigende Gebet. Das aus dem Sekret des tropischen Weihrauchbaumes (*Boswellia*) gewonnene, luftgetrocknete Harz war bereits im Altertum eine hoch geschätzte Kostbarkeit, die sowohl als Arznei als auch als Schönheitsmittel verwendet wurde. Außerdem wurden damit Verstorbene einbalsamiert. Der Transport des Weihrauchs vollzog sich entlang der Weihrauchstraße, die als Handelsweg Morgen- und Abendland miteinander verband und dabei auch eine Art Kulturaustausch ermöglichte.

In der Luther-Bibel, hauptsächlich im Alten Testament, finden sich zahlreiche Hinweise auf „Räucherwerk“, meist, wo es um die Verehrung falscher Götter geht. Neben der Prophezeiung Jesajas (s.o.) taucht Weihrauch namentlich noch im 2. Buch Mose auf. In den Gesetzen für die Stiftshütte (Kap. 25-31) ist er als Zutat für ein Räucherwerk erwähnt, das ausschließlich zur Ehre Gottes verbrannt werden soll: *„Aber solches Räucherwerk sollt ihr für euch nicht machen, sondern es soll dir als dem HERRN geheiligt gelten“*.

Selten kommt Weihrauch im neuen Testament vor. Neben dem Evangelium des Matthäus findet man ihn z.B. in der Offenbarung, wo er neben Myrrhe zu den wertvollen Waren gehört, für die ihre Verkäufer nach dem Untergang Babylons keine Kunden mehr finden: *„Und die Kaufleute auf Erden werden weinen und Leid tragen [...], weil ihre Ware niemand mehr kaufen*

wird: *Gold und Silber[...] und Myrrhe und Weihrauch [...] und Leiber und Seelen von Menschen*“ (Offb. 18, 11-13).

Bis heute ist Weihrauch eine in vielen Arzneien und homöopathischen Mitteln verwendete Substanz, deren Wirkstoffe in entzündungshemmenden Ölen und Säuren bestehen und deren Wirkungen in den Therapien von Krankheiten vom Asthma bis zur seelischen Erschöpfung erprobt wird.

Myrrhe gehört wie Weihrauch zu den seit dem Altertum bekannten harzartigen Pflanzenextrakten, die in kultischem „Räucherwerk“, in Kosmetika und Arzneien stecken. Zugeschrieben wird ihm unter anderem eine betäubende und eine konservierende Wirkung, die sich auch in den Erwähnungen der Bibel wiederfindet. Immer wieder wird Myrrhe hier in der Mischung von Salbölen erwähnt, mit denen z.B. in der Urgeschichte (Genesis) Josef seinen verstorbenen Vater Jakob einbalsamieren lässt. Auch Jesus sollte in den Genuss der Myrrhe kommen, wenn auch nicht freiwillig. So berichtet der Evangelist Markus, dass Jesus auf dem beschwerlichen Weg nach Golgatha Myrrhe in Wein angeboten bekam, diesen betäubenden Trank aber ablehnte: *„Und sie gaben ihm Myrrhe in Wein zu trinken; aber er nahm's nicht“*. Erst nach seinem Tod kam Jesus mit der Myrrhe in Berührung. Sie war Bestandteil eines Öls, mit dem seine Leichentücher getränkt waren.

Als einziger gibt der Evangelist Johannes die Zusammensetzung dieses Salböls preis: *„Es kam aber auch Nikodemus, der vormals in der Nacht zu Jesus gekommen war, und brachte Myrrhe gemischt mit Aloe, etwa hundert Pfund. Da nahmen sie den Leichnam Jesu und banden ihn in Leinentücher mit wohlriechenden Ölen, wie die Juden zu begraben pflegen“*.

Manche Ärzte und Heiler des Mittelalters betrachteten die Myrrhe als das wertvollste Heilmittel, die die Weisen dem Jesuskind geschenkt hatten. Denn man wusste bereits, dass das Myrrhenharz bei der Reinigung und Desinfektion von Wunden, bei der Schmerzlinderung, bei Kopfschmerzen und Erschöpfung half. Innerlich linderte Myrrhe Verdauungsbeschwerden und Verschleimung der Organe.

Martin Luther hielt seiner Gemeinde an Epiphania 1517 eine Predigt über *„das rechte Gold, den rechten Weihrauch und die rechte Myrrhe“*. Einleitend fasste er zunächst die einander ähnelnden Deutungen der drei Gaben durch die Kirchenväterliteratur zusammen: So gehöre Gold zum

König, der Weihrauch zu den Opfern an Gott und die Myrrhe zum sterblichen Menschen.

Luther aber interessierten weniger die traditionell bekannten Auslegungen der Gaben, sondern deren Dreizahl, die für das dreifache Bekenntnis der Christen zu Gott stehe: *„Allein die Christen bekennen, daß er sei König, Gott und Mensch, gelitten habe und gestorben sei“*. Wenn dieses Bekenntnis ein Herzens- und Tatbekenntnis ist und nicht nur ein Lippenbekenntnis, dann sei ein Christ in der Lage, Gott mehr zu schenken als die drei teuren Naturerzeugnisse Gold, Weihrauch und Myrrhe – deren rechte Gestalt nämlich bestehe in Hoffnung, Glaube und Liebe. Am Beispiel des Goldes führt Luther an: *„Christus aber als König bekennen und ihm Gold darbringen, das heißt: seine Weisheit und die Leitung rechter Vernunft und guter Meinung, wie sie's nennen, ablegen und sich in seiner ganzen Dummheit und Blöße und von ihm sich leiten lassen[...]. So ist denn klar, daß der Weihrauch der Glaube ist, das Gold die Hoffnung; denn der Glaube glaubt, daß alles aus Gott ist und kommt, die Hoffnung aber wartet auf eben das, was der Glaube geglaubt hat und hält es fest“*. In der Myrrhe schließlich erblickte Luther ein Zeichen für die Liebe zum sterblichen Menschen, der Christus war und der man selbst auch ist. Dies aber bedeute mit Freuden zu sterben, um wieder zu dem „Nichts“ zu werden, welches jeder von Gott gewollten Existenz vorausgegangen ist.

Im zweiten Teil seiner Predigt erläuterte Luther unter dem Stichwort „Anwendung“ die bleibende Aktualität der Gaben an das Jesuskind als Symbole für Hoffnung, Glaube und Liebe: *„Gold, Weihrauch und Myrrhe können wir äußerlich nicht bringen, aber Glauben, d.h. ein wahres Vertrauen auf Dinge, die man nicht sieht, das können wir bringen. An Christus als König, Gott und Mensch glauben – das heißt jene drei Gaben bringen“*.

Abschließend bringt Luther zahlreiche Belege dafür, wie schwer – ja fast unmöglich – die-se Lehre in die Tat umzusetzen ist, wenn sie im Verstand, nicht aber im Herzen angekommen ist. Als Beispiel nennt er unter anderem die Gebetszeile „Geheiligt werde dein Name“. Deren wahrhaftige Umsetzung im täglichen Leben aber könne z.B. darin bestehen, auf die Aufwertung des eigenen Namens zu verzichten.

Vierzig Tage – Zur Passions- und Fastenzeit

Seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. ist auf vielfältige Weise eine vierzigtägige Vorbereitungszeit vor dem Osterfest bezeugt. Den biblischen Hintergrund für diese „Zeit der vierzig Tage (lat. Quadragesimae)“ liefern alle jene Texte, in denen dem Zeitraum von vierzig Tagen oder vierzig Jahren eine besondere Bedeutung zukommt. 40 Tage und 40 Nächte dauerte die Sintflut, 40 Tage verbrachte Mose auf dem Berg Sinai und vierzig Tage hielt sich Jesus in der Wüste auf – um nur drei Beispiele zu nennen. Immer waren es Zeiten der Läuterung und der Buße.

Die Geschichte des Fastens reicht bis in das 2. Jahrhundert n. Chr. zurück. Damals wurde ein zweitägiges Trauerfasten (Passafasten) üblich. An der Wende zum 5. Jahrhundert setzte sich der Brauch einer sechswöchigen Fastenzeit durch. Sie endete am Gründonnerstag, an dem Büßer öffentlich durch Handauflegen wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen wurden. Aus Solidarität mit ihnen durchlebten auch die in der Kirche verbliebenen Mitchristen eine Zeit des inneren und äußeren Verzichts.

Außerdem aber diente die vorösterliche Bußzeit der Taufvorbereitung. Taufbewerber erhielten Unterricht, mussten durch Befragungen Ihren Lebenswandel prüfen lassen, wurden in die Heilige Schrift und in die Geheimnisse der Passion Jesu eingeweiht und nahmen am Wortgottesdienst teil, aus dem sie noch vor der Eucharistiefeyer mit Segen und Handauflegung entlassen wurden.

Nach und nach wurde die christliche Bußpraxis der vorösterlichen Zeit durch die Kirche in immer strengere Vorschriften gefasst. Dazu gehörte auch das Fasten, von dem nur die Sonntage ausgenommen waren. In der Woche verzichtete man auf Fleisch und Wein sowie auf Milch- und Eierprodukte. Darüber hinaus forderte die Kirche die häufigere Teilnahme an Gottesdiensten sowie am Bußsakrament und an der Kommunion. Das Gebet war intensiver zu pflegen, und auch die vermehrte Gabe von Almosen oder die Zahl der Werke der Nächstenliebe sollten die Gläubigen steigern.

Martin Luther aber war diese Pflichttreue skeptisch. Zwar hatten sich die kirchlichen Fastenvorschriften seit Ende des 15. Jahrhunderts etwas gelockert, doch war das Fasten in seinen Augen zur vielfach übertriebenen

Äußerlichkeit verkommen. In seinem Sermon über die guten Werke predigte Luther 1520:

„Ich will jetzt davon schweigen, dass manche so fasten, dass sie sich dennoch vollsaufen; dass manche so reichlich mit Fischen und anderen Speisen fasten, dass sie mit Fleisch, Eiern und Butter dem Fasten viel näher kämen ... Wenn nun jemand fände, dass auf Fische hin sich mehr Mutwillen regte in seinem Fleisch als auf Eier und Fleisch hin, so soll er Fleisch und nicht Eier essen. Andererseits, wenn er fände, dass ihm vom Fasten der Kopf wüst und toll oder der Leib und der Magen verderbt würde, [...], so soll er das Fasten ganz gehen lassen und essen, schlafen, müßig gehen, so viel ihm zur Gesundheit nötig ist.“

Sinn des Fastens ist nach den Reformatorischen Bekenntnisschriften die Bändigung des „alten Adam“, die jedoch als individuelle Übung begriffen wird, die besonders der Vorbereitung auf das Abendmahl dient. Entsprechend formulierte Luther im fünften Hauptstück des Kleinen Katechismus zur Abendmahlswürdigkeit, dass Fasten eine „feine äußerliche Zucht“ sei, die aber den Glauben an die Einsetzungsworte Christi nicht ersetzen könne. Auch im 26. Artikel des Augsburgischen Bekenntnisses wird vor dem „schädlichen Irrtum“ gewarnt, durch die Einhaltung von Speisevorschriften Gnade erwerben zu wollen.

So steht in der Evangelischen Kirche die Passion im Mittelpunkt der vorösterlichen Bußzeit. Nicht zuletzt die Evangelienlesung des ersten Sonntags in der Passionszeit Invokavit, die von der Versuchung Jesu handelt, stellt den Bezug dazu her.

Bevor Jesus mit seinem Heilswirken an die Öffentlichkeit tritt, hat er eine Prüfung zu bestehen. Der Geist hat ihn in die Wüste geführt, damit er vom Teufel versucht wird. Vierzig Tage und Nächte geschieht nichts – außer dass Jesus fastet. Dann aber meldet sich der Hunger und dies ist der Moment, in dem ihn der Teufel zu quälen beginnt. Er tritt an Jesus heran und spottet: „Bist du Gottes Sohn, so sprich, dass diese Steine Brot werden“. Jesus aber argumentiert gegen das leibliche Wohl mit einem Gotteswort, das einst Mose und die Israeliten durch die Wüste begleitete: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort, das aus Gottes Munde geht“



Bei seinem nächsten Angriff bedient sich nun auch der Teufel an diesem Wort Gottes. Jesus soll seine Gottessohnschaft mit einem Sturz von der Tempelzinne beweisen, denn es stehe ja geschrieben (Ps. 91,11-12), dass Gott seinen Engeln dann schon befehlen werde, ihn auf Händen zu tragen.

Und wieder kontert Jesus mit einer schon an Mose gerichteten Warnung: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen“ (5 Mose 6,16). Noch ein drittes Mal versucht es der Teufel bei dem Hungrigen und verspricht Jesus unermessliche Güter, wenn dieser niederfällt und ihn anbetet.

Jesus aber verflucht nun seinen Peiniger – auch wieder mit Worten Gottes an Mose: „Weg mit dir, Satan! Denn es steht geschrieben: „Du sollst anbeten den Herrn, deinen Gott, und ihm allein dienen“ (5. Mose 6,13).

Die christliche Kunst hat dieses Thema häufig aufgegriffen und dabei vielfach den Moment der Niederlage des Teufels und der Dienstbarkeit der Engel Gottes dargestellt. Der um 1630 entstandenen Kupferstich Matthäus Merians für eine Ausgabe der Lutherbibel von 1545 aber beschränkt sich auf den Anfang dieses Evangelientextes.

Der Teufel hält dem Gottessohn einen der herumliegenden Steine hin. Das menschenhafte Gesicht mit dem geöffneten Mund lassen ihn herrisch und angriffslustig erscheinen. Unter dem Ratsherrenrock sind die Bocksfüße zu sehen und über der Stirn ein Horn zu erkennen. Jesus, dessen kantiges Gesicht die lange Fastenzeit verrät, sitzt ruhig vor ihm. Sein Haupt ist von einem Lichtschein umgeben, der auf die Erleuchtung durch den Geist Gottes hindeutet. Nur seine Hände sprechen eine beredte Sprache. Die Rechte ist zu einer gebietenden Geste gegen den Versucher vorgestreckt, die Linke öffnet sich in argumentierender Haltung nach oben und nimmt von dort das Wort an. *„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort, das aus Gottes Munde geht“.*

Merian hat somit nicht nur den Hauptakzent auf die Macht des Wortes gelegt, sondern auch den Teufel anschaulich und gegenwärtig gehalten. Die beinahe menschliche Gestalt macht deutlich, dass er uns täglich begegnen kann und wir seiner List nur durch den Glauben an Gottes Wort und an die Auferstehung Christi trotzen können.

Luthers Lamm



Zur reformatorischen Deutung des Osterlammes

In viele seiner Buchdrucke ließ Martin Luther neben seinem Rosenwappen auch eine Abbildung des Osterlammes drucken. Zusammen dienten diese beiden Bilder als „Schutzmarke“, mit denen sich Autor und Druckerei gegen Nachahmer abgrenzten. Warum diese

Abbildung aber auch zum Sinnbild für Luthers Predigtauffassung wurde, soll nachfolgend beschrieben werden.

Das Lamm, hinter dessen Kopf ein Strahlenkranz die Heiligkeit andeutet, lässt aus seiner Brust Blut in einen Kelch strömen. Mit der rechten Vorderhand hält es einen Kreuzstab, an dem eine Fahne mit einem Kreuz weht.

Diese Bildform war zu Luthers Zeiten wohl vertraut als Sinnbild für Leiden, Tod und Sieg Christi. Die Siegesfahne war übrigens von den Christen der ersten Jahrhunderte als Symbol gewaltsam errungener Kriegserfolge abgelehnt worden. Sie ließen nur das Kreuz gelten. Erst als durch die Biografie Konstantins d. Gr. bekannt wurde, dass dieser ein Christusmonogramm auf seine Feldfahnen setzte, wurde die Fahne nach und nach akzeptiert. Seit dem 10. Jahrhundert gibt es Kirchenfahnen und an Ostern wurde das Kreuz vielerorts mit einem roten Schal (Velum) als Hinweis auf die Auferstehung Christi geschmückt.

Auch in der Liturgie der Lutherzeit war das Lamm Gottes gegenwärtig im „Agnus Dei“, das im Rahmen der Einsetzung des Altarsakraments gesungen wurde und auch heute bei uns erklingt, wenn das Abendmahl gefeiert wird. Als Biblische Grundlage ist der Evangelientext Joh 1,29 festzuhalten: Johannes d. Täufer sieht Christus kommen und spricht: „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt“.

Bekanntlich hat Luther den Täufer nicht als Heiligen gewürdigt, sondern als Begründer der Predigt über Christus. Nicht zuletzt sein Zeitgenosse Matthias Grünewald hatte Johannes um 1510 auf seinem Isenheimer Altar



in Begleitung eines Lammes dargestellt. Mit einem überlangen Finger zeigt er auf den Gekreuzigten. Ob Luther dieses Bild gesehen hat, ist nicht bekannt. Doch war er mit bildlichen Darstellungen sowohl des Täuflers als auch des Lammes mit der Siegesfahne vertraut und schätzte Bilder, die Joh 1,29 anschaulich machen: In seiner Predigt zu Allerheiligen 1537 heißt es: *„Das sind helle klare Text und starke wort und sind durch das schöne herrliche Gemelde bestetigt worden, das man S. Joan mit dem Lemlin gemalt hat, wie er mit den Fingern auff das Lamb weise, und ich hab solche gemelde gern gesehen, das man das Osterlemlin auch mit einem fenlin gemalt hat[...]“*.

Als direktes Anschauungsobjekt dürfte Luther eine plastische Figurengruppe mit dem Täufer, Christus und Maria (Abb.) am Westportal des Erfurter Doms gedient haben, wo er zum Priester geweiht worden war. Bilder mit diesen drei Personen hießen „Deesis“ (griech. für „Flehen“); sie waren gewissermaßen als „Kurzfassung“ von Weltgerichtsdarstellungen im Lauf des Mittelalters geprägt worden. Sie sollten die Fürbitte der Heiligen vor Christus, dem Weltenrichter veranschaulichen und viele dieser Bilder zeigten den Täufer und Maria in knieender Bitthaltung vor Christus. Luther mochte diese Darstellungen eigentlich nicht, weil sie das altkirchliche Beharren auf der Vermittlerrolle der Heiligen zwischen Mensch und Gott ausdrückten. Die Erfurter Figurengruppe machte mit dem nach vorn blickenden Johannes, der mit dem Zeigefinger auf eine Scheibe mit dem Osterlamm zeigt, eine Ausnahme.

In der Theologie der Lutherzeit gehörte das Lamm Gottes in den Osterfestkreis und verband als Motiv die alttestamentliche Schilderung des Passamahls (Exodus 12) mit dem neutestamentlichen Sühneopfer, das Christus mit seinem am Kreuz vergossenen Blut und erlittenen Tod gebracht hat. Diese Gegenüberstellung war Ergebnis der Teilwissenschaft der so genannten „Typologie“, die die Geschichten des Alten Testaments auf Christus-Ereignisse des Neuen Testaments bezog und beides als „Verheißung und Erfüllung“ betrachtete. Dem nach drei Tagen vom Wal ausgespuckten Jona wurde z.B. der nach drei Tagen auferstandene Christus gegenübergestellt; das Passamahl, in dessen Verlauf das Schlachtblut eines fehlerlosen Lammes als rettendes Zeichen gegen Gottes Strafgericht über Ägypten diente, wurde als „Typus“ dem neutestamentlichen „Antitypus“ des unschuldig getöteten Christus entgegen gesetzt.

Luther war mit dieser Wissenschaft natürlich bestens vertraut. Doch hat er im Zuge der Entwicklung seiner Theologie auch versucht, dieses einfache Schema von Typus und Antitypus weiter zu denken. Im Zentrum seines von der Bibel aus begründeten Gedanken von „Gesetz und Evangelium“ stand die Erkenntnis, dass Christi Tod und Auferstehung ein bis in die Ewigkeit gültiges Opfer bedeuten. Es muss nie mehr wiederholt werden – anders als das von Gott gebotene und bis heute jährlich gefeierte Passafest der Juden. *„Denn die Christen haben allezeit Ostertag. Ihr Osterlamm währet für und für“* formulierte Luther in einer Predigt. Eine Hilfe für diese Vorstellung könnte Luther im ersten Korintherbrief des Paulus (Kor 5,7) gefunden haben: *„Denn auch wir haben ein Passalam, das ist Christus, der geopfert ist.“*

Das Lamm Gottes neu, d.h. auch als Bild für die Predigt über Christus an den christlichen Glauben heranzutragen, bedeutete für Luther, gewissermaßen eine neue und ganz andere „Zubereitung“ zu erwägen. An Stelle des physischen Vorgangs des Bratens über dem Feuer, wodurch das Lammfleisch genießbar werden sollte, musste die schmackhaft machende Methode nun eine andere sein. 1524 hatte Luther ein altes lateinisches Osterlied mit neuem deutschen Text versehen: „Christ lag in Todesbanden“ (ELKG 76). Die fünfte Strophe besingt die Leben spendende Nahrhaftigkeit des Osterlammes, das am Kreuzestamm in „heiße(r) Lieb gegeben“, d.h. gebraten wird.

Diese „heiße Lieb“ lässt sich anhand der Predigt Luthers über die Einsetzung des Passamahls mit der brennenden Kraft des Heiligen Geistes identifizieren, der im Glauben an den gepredigten Christus wirkt. Den Schlüs-

sel dazu hat Luther nicht nur im Abendmahl, sondern schon in der Predigt gesehen. Und schon in seiner Predigt über das Evangelium des Johannedes 1522 hat Luther das Geheimnis der Verträglichkeit des Lammes gelüftet: *„noch in dißem Leben, welchs ein abendessen ist, das ist: am end der welt, darin das Osterlamp und das Evangelium die seelen speyßet, ym glawben und durch die predigt angericht, furtragen und geessen wird“*.

Als beste Veranschaulichung empfand Luther den auf das Lamm bzw. auf den Gekreuzigten zeigenden Finger Johannes des Täufers. Damit deutete er das bisher für einen Heiligen bekannte Bildschema einfach in ein reformatorisches Motiv um. Besonders anschaulich wurde dies in den Grafiken, die Luther von seinem Kernthema „Gesetz und Evangelium“ durch den Maler Lucas Cranach d. Ä. anfertigen ließ (Abb. Seite 11) Während Johannes in der linken Bildhälfte im Hintergrund als fürbittender Heiliger in einer Deesis-Gruppe zu sehen ist, erscheint er auf der rechten Seite als Wegweiser, der dem bedrängten Adam auf den Gekreuzigten und das begleitende Lamm hinweist.

Doch ging Luthers Identifikation mit Johannes d.T. als predigender Anzeiger Christi noch weiter. Abschließend sei auf das bekannte Bild in der Predella (Sockel) des Reformationsaltars in der Wittenberger Stadtkirche St. Marien hingewiesen, auf dem Luther als Prediger mit dem Zeigegestus in Richtung Kreuz abgebildet ist (Abb.) Das Bild stammte bereits von Lucas Cranach d.J. und gelangte 1547 mit dem Altar in die Kirche. Während auf den vorderen Hauptbildern die Verwaltung der Sakramente Taufe, Abendmahl und Beichte dargestellt waren, zeigte das Predellenbild Luther als Prediger im Professorentalar. Während seine Linke mit dem Finger auf einen Bibeltext deutet, zeigt die Rechte mit dem Finger auf den genau im Mittelpunkt befindlichen Gekreuzigten. Obwohl sich die Szene in einem Innenraum abspielt, bauscht sich das Hüfttuch Christi in einem unsichtbaren Windstoß – eine Darstellungsform, die das Wehen des Heiligen Geistes andeutet.



Dürers Gnadenstuhl von 1511

Anmerkungen zum Trinitätsbild Albrecht Dürers

Auf dem 1511 entstandenen Holzschnitt von Albrecht Dürer ist die Dreifaltigkeit dargestellt und zwar in der mittelalterlichen Bildform des so genannten „Gnadenthrons“ oder „Gnadenstuhls“.

Der Begriff des Gnadenthrons findet sich bereits im Alten Testament in Gottes Anweisung zum Bau der Stiftshütte: *„Du sollst auch einen Gnadenthron machen aus feinem Golde ... Dort will ich dir begegnen, und vom Gnadenthron aus, der auf der Lade mit dem Gesetz ist, zwischen den beiden Cherubim, will ich mit dir alles reden, was ich dir gebieten will für die Israeliten“* (2. Mose 25, 17-22).



Albrecht Dürer aber hat nicht die hochmittelalterliche Bildform mit dem Gekreuzigten in der Mitte gewählt, sondern das durch Andachtsbilder verbreitete Motiv des Schmerzensmannes ohne Kreuz aufgegriffen. Gemäß den Worten des Johannesevangeliums, der „eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoß ist „(Ioh 1,18), hält Gottvater Christus zwischen den Knien. Im bischöflichen Ornat, die Hände verhüllt, nimmt er den Sohn im Himmel auf. Hier erwartet Christus bereits eine Schar von Engeln, die sich voller Schrecken und Mitgefühl des gemarterten Körpers annehmen. Rechts und links von ihnen bewachen weitere Engel die Leidenswerkzeuge, von denen deutlich das Kreuz und die Geißelsäule zu sehen sind. Ein Wolkensaum und Wind in alle Richtungen ausstoßende Windgötter scheiden die himmlische Zone von der Erde.

Eine Besonderheit des Holzschnitts aber ist die Darstellung des Schmerzes im Antlitz Gottes. Die Nähe zwischen seinem Haupt und dem auf die Schulter des Vaters gelegten Kopf lässt eine stille Zwiesprache zwischen Vater und Sohn zu.

So spricht das Bild in seiner Nahsicht auf die Trinität nicht nur die Gott ehrende Gemeinde, sondern vor allem den im privaten Raum Betenden an. Es ermöglicht ihm, das Leid von Vater und Sohn individuell mitzuerleben. Darüber hinaus aber wird eine allgemeingültige theologische Aussage ins Bild gesetzt: Gott hat durch die Aufnahme Christi in sein Reich dessen Opfertod angenommen und bietet ihn der Welt als Heil dar. Die Erlösungstat des Mensch gewordenen Gottessohnes, das die Engel mit den Leidensinstrumenten bezeugen, ist damit wirklich vollbracht.

Es war Martin Luther, der dem Gnadenthron den Namen „Gnadenstuhl“ gab. Ausgangspunkt dieser Umformulierung war nun allerdings nicht der Holzschnitt Dürers, sondern Bibelstellen zur Bundeslade. Sie wurde als Symbol des Gesetzes und des Bundes Gottes mit dem Volk Israel gesehen. Den Gnadenthron als Aufsatz mit den Cherubim, der die Bundeslade bedeckte, verstand Luther als Fundament, von dem aus das Versöhnungswerk Christi sprechen und wirken kann.

Eines aber war Luther so wichtig, dass er seine Auffassung vom Gnadenthron in seinem Römerbrief-Kommentar präziserte: „Er ist mit seinem Blut ein Gnadenstuhl für die Glaubenden geworden, damit erwiesen wird, dass wir ungerecht sind und allein bei Gott unsere Gerechtigkeit suchen“. Für den Ungläubigen jedoch könne der Gnadenstuhl zur Gerichtsstätte werden.

Ob Luther, der die religiösen Bilder Albrecht Dürers auch ohne die persönliche Begegnung mit dem Künstler kennen und schätzen gelernt hatte, auch diesen Holzschnitt kannte, ist nicht erwiesen. Er war jedoch ein entschiedener Verfechter der das Wort erhellenden Wirkung der überlieferten religiösen Bildkunst des Mittelalters – solange sie nicht angebetet wurde.

Ein Christfest im Sommer – Zum Gedenktag Johannes des Täufers

„Weihnachten des Sommers“ wird seit dem Mittelalter der Gedenktag Johannes des Täufers am 24. Juni genannt; auch für evangelische Christen ist es ein Christusfest, das mit der liturgischen Farbe Weiß gekennzeichnet ist. Mitten in der hellsten Zeit des Jahres erinnert die Christenheit an einen Mann, dessen Auftreten und Erscheinungsbild eher den Eindruck düsterer Entschlossenheit als sommerlicher Unbeschwertheit hinterlässt.

Letztere prägt die im Lauf der Jahrhunderte entwickelten, zahlreichen Sommerbräuche zum Johannestag, z.B. das Johannesfeuer; dagegen sind Persönlichkeit und Bedeutung Johannes des Täufers etwas aus dem Blickfeld geraten. Ein biblischer Bezug wird noch zwischen dem ab der Sommersonnenwende abnehmenden Licht und dem Zeugnis des Täufers über Christus und sich selbst hergestellt: *„Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen“* (Joh 3,30). Dabei wird schon im Alten Testament prophezeit, dass es einen Menschen geben wird, der dem künftigen König der Welt als Wegbereiter vorangeht. Und auch im Neuen Testament lassen die vier Evangelisten den Täufer Christus voran gehen. Nachfolgend wird nachgezeichnet, wie vielschichtig diese Wegbereiterschaft Johannes des Täufers für den Gottessohn gewesen ist.

Johannes, der „Unerwartete“

Bereits seine Ankündigung und seine Geburt stehen im Zeichen eines Wunders, wie es ähnlich auch Maria, die Mutter Jesu, erleben soll. Die Weissagung des Erzengels Gabriel an den im Tempeldienst stehenden Priester Zacharias, dass er in seinem hohen Alter noch Vater werden und seinen Sohn Johannes nennen würde (hebräisch: Jochanan = Gott ist gnädig), stößt zunächst auf blanken Unglauben. Dass der Engel nun erklärt, dass die Gebete von Zacharias und seiner Frau Elisabeth erhört worden sind und sie dazu noch einen Sohn haben werden, *der „groß sein wird vor dem Herrn [...] und „erfüllt vom Heiligen Geist“ [...] viele vom Volk Israel zum Herrn, ihrem Gott, bekehren“* wird (Lk 1, 13-17), erfüllt den Priester mit großer Skepsis. Dies aber hat zur Folge, dass er verstummt und seinen Tempeldienst kaum noch tun kann. Er findet seine Sprache erst wieder, nachdem er der Namensgebung „Johannes“ durch seine Frau schriftlich zugestimmt hat.

Johannes, der Gefährte Jesu

Dass Jesus und der sechs Monate ältere Johannes als Kinder zusammen aufwachsen und auch die Familien einander häufig begegnen, klingt angesichts der Verwandtschaft der Mütter glaubhaft, ist aber biblisch nicht belegt. Vielmehr finden sich diese Geschichten in außerbiblischen Erzählungen, z.B. beim jüdischen Historiker Flavius Josephus (37-100 n. Chr.) oder in der „Legenda Aurea“ des Jacob de Voraigne wieder. Die Kunst hat das Miteinander von Johannes und Jesus anhand solcher Legenden aufgegriffen und im Rahmen von Bildern z.B. der „Heiligen Sippe“ oder von Madonnenbildern mit den beiden Knaben dargestellt. Oft hält Johannes Jesus schon hier ein Kreuz oder eine Weltkugel entgegen, so dass die Wegbereiterschaft auch hier veranschaulicht ist.

Johannes, der „Aussteiger“

Als Priestersohn hat Johannes gute Chancen, ebenfalls in den Tempeldienst zu gelangen. Doch der Jugendliche wird gewissermaßen zum „Aussteiger“. Er verlässt das Land der Verheißungen und seine Kultur und begibt sich in unzivilisierte Gegenden. Dort erwartet ihn die Aufgabe seines Lebens; denn er ist es, *„von dem der Prophet Jesaja gesprochen und gesagt hat: Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg und macht eben seine Steige“* (Mt 3,3). Johannes kleidet sich wie die Nomaden in ein Kamelhaargewand mit ledernem Gürtel und gleicht – heilsgeschichtlich betrachtet – damit dem Propheten Elia. Die Nahrung besteht aus wildem Honig und Heuschrecken. Nachdem er die Weisung Gottes zu predigen erhalten hat (Lk 3,2), zieht Johannes zum Ostufer des Jordans. Es ist die Stelle, von der aus Josua das Volk Israel durch das Wasser geleitet hat. Es bildet sich eine schnell wachsende Zuhörerschaft. Der Evangelist Markus (Mk 1,1-5) berichtet, dass *„das ganze jüdische Land“* zu ihm herausgezogen ist, um Sünden zu bekennen und sich taufen zu lassen.

Johannes, der Bußprediger

Johannes' Aufgabe besteht darin, seinen noch in der Gesetzes-Tradition stehenden jüdischen Zuhörern die Heilszuversicht und Selbstsicherheit als Kinder Abrahams zu nehmen. Er schildert der Menge das mit einem Feuergericht nahende Himmelreich und schwört sie damit auf ihre Abhängigkeit von der Gnade Gottes in der Wassertaufe ein, denn *„jeder Baum, der nicht gute Frucht trägt,“ wird umgehauen und ins Feuer geworfen werden“*

– so zitiert ihn Lukas (Lk 3,9). Wie die rechtschaffene Frucht der Buße aussehen soll, beantwortet Johannes allen Bevölkerungsschichten und macht z.B. den taufbedürftigen Soldaten klar: *„Tut niemandem Gewalt oder Unrecht und lasst Euch genügen an eurem Sold.“* Darüber hinaus fordert er seine Zuhörer zum Teilen mit dem Nächsten auf und geht somit den Mahnungen Jesu zur Nächstenliebe voran. Christus wird später seinerseits auch die ernste Seite der Vergebungsbedürftigkeit ansprechen. Sie gilt auch für Menschen, die sich keiner besonders schweren Schuld bewusst sind. Am Beispiel des auf arglose Menschen gefallenem Turmes von Siloa wird er erklären, dass es Jeden treffen kann und man besser durch die Umkehr in ein bußfertiges Leben vorbereitet ist: *„Wenn ihr nicht umkehrt, werdet ihr alle genauso umkommen“* (Lk 13,5).

Johannes, der Zeuge

Johannes hat seiner Zuhörerschaft ihre Sündhaftigkeit vor Augen geführt und den Menschen die Taufe als letzten Ausweg angeboten. Eines Tages befindet sich auch Jesus unter den Taufbewerbern; er begibt sich damit unter die bußbereiten Sünder. Der Evangelist Johannes (Joh 1,32) berichtet, dass der Täufer ihn erst beim Empfangen des Heiligen Geistes erkennt – an einer Stimme und an einer Erscheinung, die ihm wie eine herabkommende Taube erscheint. In diesem Moment kann Johannes auf Christus zeigen und aussprechen: *„Dieser ist, von dem ich gesagt habe: Nach mir kommt ein Mann, der vor mir gewesen ist, denn er war eher als ich“* (Joh 1,30). Danach wird er immer wieder auf das *„Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt“* hinweisen.



Johannes, der Täufer

„Ich taufe euch mit Wasser; es kommt aber einer, der stärker ist als ich, und ich bin nicht wert, dass ich ihm die Riemen seiner Schuhe löse; der wird euch mit dem Heiligen Geist und mit Feuer taufen“ (Lk 3,16).

Bildlich gesprochen, stellt seine Wassertaufe zur Vergebung der Sünden durch Gott das schützende „Löschwasser“ dar, das die in der Feuertaufe Geprüften überleben lässt. Es wird nur einmal durch Untertauchen in fließendem Wasser gespendet und das in einer bisher unbekannt Form: Das Gegenüber von Täufer und Täufling, dessen eigener Glaube nun entscheidend für die Wirksamkeit der Taufe ist, stellt auch eine Absage an die Pauschalvergebung dar, die sich das Volk Israel bisher von seiner Gesetzestreue erhofft hat. Es kennt nur die rituellen Waschungen, die man im Zusammenhang mit dem Tempelkult durchführt. Welche Wirkmacht seine Taufhandlungen tatsächlich haben soll, kann Johannes nur ahnen – bis Christus als Taufbewerber an ihn herantritt. Johannes zweifelt an der Rollenverteilung. Vielmehr begehrt er nun selbst die Taufe. Christus muss den Täufer in dessen Rolle einweihen: *„Lass es jetzt geschehen! Denn so gebührt uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Da ließ er es geschehen“ (Mt 3,15).* Tatsächlich erfuhr Johannes nun die Wirksamkeit seines Tuns. Alle Evangelien halten fest, dass unmittelbar nach der Taufe Christi die Stimme Gottes zu vernehmen ist: *„Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“.*

Johannes, der Ankläger

Nach der Taufe Christi trennen sich die Wege von Täufling und Täufer. Der Gottessohn kehrt nach seiner Prüfung in der Wüste zu den Menschen zurück, wird predigen und heilen. Johannes geht am Ostufer des Jordans seiner Predigt- und Taufstätigkeit nach und dies wird ihm zum Verhängnis. Er wirft dem Landesfürsten Herodes neben einem sündigen Lebenswandel Ehebruch vor, denn Herodes hat seinem Bruder die Ehefrau Herodias weggenommen und die eigene Ehefrau verstoßen. Herodes, der den Einfluss des Bußpredigers auf eine wachsende Anhängerschaft in seinem Regierungsbezirk fürchtet, lässt Johannes gefangen nehmen und später – aus einer Feierlaune heraus – enthaupten.

Zweifler und Weg-Weiser – Johannes im Gefängnis

Die Gefangenschaft des Johannes hat sich bald herumgesprochen. Er erhält Besuch von seinen treuen Anhängern und gibt ihnen eine merkwürdige Frage mit auf den Weg: *„Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“* (Mt 3,11). Diese Frage ist bereits von den Kirchenvätern diskutiert worden und auch Luther selbst ist in einer Predigt an einem 3. Advent darauf eingegangen, *„ob St. Johannes nicht habe gewusst, dass Jesus der rechte Christus wäre“*.



Dass den hilflosen Gefangenen trotz seiner Leistungen Zweifel packen, bringt ihn den Menschen näher und trennt Johannes von Christus. Denn nun ist es der Gottessohn, der seinem Täufer (und uns) die Zeichen des anbrechenden Himmelreiches beschreibt: *„Blinde werden sehend, Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören. Tote werden auferweckt und Armen wird das Evangelium gepredigt, und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert“*.

Luther jedoch hat in seiner Predigt versucht, alle Zweifel – sowohl an Johannes als auch an Christus – auszuräumen: *„So ist's gewiss, dass Johannes wohl wusste, dass es Jesus wäre, der da kommen sollte“*. Aus Luthers Sicht hat der Gefangene mit der seltsamen Frage nur in Worte gefasst, was seine Jünger seit der Rückkehr Christi zu den Menschen gequält haben muss, nämlich der unspektakuläre Auftritt des Gottessohnes. Angekündigt als der Stärkere, dessen Schuhe zu lösen sich nicht einmal der einflussreiche Täufer wert fühlt, hat Jesus bei seiner Ankunft aber auf jeden königlichen Prunk verzichtet, um dem Geist und den Werken Gottes Raum zu schaffen. Johannes hat demnach seine eigenen enttäuschten Anhänger für immer von sich weg- und zu Christus hingewiesen. Dieser gibt dem Täufer Recht und würdigt ihn als *„mehr als einen Propheten“*. Johannes ist

für Christus ein Mundbote der Gegenwart und der einzige und wichtigste Zeuge dafür, dass alles Warten ein Ende hat und das Himmelreich angebrochen ist. Luther betont: *„Darum ist er mehr als ein Prophet, nämlich ein Engel oder Bote und Vorgänger, dass zu seiner Zeit mit ihm zugleich der Herr aller Propheten selbst kommt“*.

Mit Johannes dem Täufer erinnert die Christenheit an einen Mann auf der Schwelle zwischen Gesetz und Evangelium. Das Himmelreich hat er noch aus der Tradition der Gesetze des Alten Bundes als Tag des Feuergerichts kommen sehen und mit der Wassertaufe einen letzten Ausweg angeboten. Dass dieser aber allein in Christus liegt, hat Johannes seit dessen Taufe ahnen dürfen und am Ende seines Lebens bezeugt: „Jener muss wachsen, ich aber abnehmen“. Für Luther ist es nicht der Heilige und auch nicht der Prophet, sondern vor allem der Gründer des Amtes der Predigt über die Umkehr zu Christus, der am Tag Johannes des Täufers Würdigung und Ehre verdient.

Ein Bildbekenntnis zur Augsburger Konfession

In die Trinitatiszeit fällt eine Reihe von Gedenktagen, darunter der 25. Juni als Gedenktag des Augsburger Bekenntnisses (Confessio Augustana). Der 1530 von Philipp Melanchthon nach Aufforderung des Kaisers für den Augsburger Reichstag verfasste Text ist als wesentliches Zeugnis evangelisch-lutherischen Glaubens auch in unserem Gesangbuch abgedruckt.

Das Augsburger Bekenntnis enthält zwei Abschnitte mit insgesamt 28 Artikeln. Mit den 21 Artikeln des ersten Teils versuchten die Reformatoren zu beweisen, dass ihr Glaube und ihre Lehre im Einklang mit der Schrift und der Tradition stehen. Im zweiten Teil waren sieben „umstrittene Artikel“ über Missbräuche der alten Kirche zusammengefasst, für deren Abschaffung die Reformatoren plädierten – z.B. das Verbot der Priesterehe, den Opfercharakter der Messe oder eine Beichte mit Aufzählung aller Missetaten.

Auf dem Augsburger Reichstag 1530 blieb der Confessio Augustana die Anerkennung versagt. Auf Betreiben des Kaisers entstand mit der so genannten „Confutatio Augustana“ eine Gegenschrift katholischer Theologen, die das Augsburger Bekenntnis widerlegte. Sie wurde öffentlich verlesen und diente als Grundlage der Erklärung, dass die Altgläubige Kirche im Recht und die Evangelischen im Unrecht seien.

Ein Vierteljahrhundert sollte es dauern, bis die Confessio Augustana als offizielle Bekenntnisschrift der evangelisch-lutherischen Protestanten vom Kaiser im Augsburger Religionsfrieden von 1555 anerkannt wurde. Bis dahin blieb sie ein umstrittenes und hart umkämpftes, gewissermaßen „illegales“ Dokument.

Nachdem die Koalition der evangelischen Reichsstände (Schmalkaldischer Bund) im Schmalkaldischen Krieg 1547/48 zerbrochen war, versuchte Kaiser Karl V. 1548 mit dem so genannten „Augsburger Interim“ alle evangelisch gewordenen Gebiete zu rekatholisieren. Die Protestanten sollten sich dem katholischen Kultus unterwerfen, und ihnen wurde nur noch das Abendmahl in beiderlei Gestalt und die Priesterehe zugestanden.

In dieser Krisenzeit der Confessio Augustana entstand 1551 in der Wittenberger Werkstatt Lucas Cranachs ein Holzschnitt, der Glieder der ernestinischen Linie des sächsischen Fürstenhauses Wettin beim Gottesdienst zeigt.



Zu den entscheidenden Inhalten des Holzschnitts gehören das **Abendmahl**, die – hier allegorisch dargestellte – **Taufe** und die **Beichte**; dies waren die drei Sakramente, die die Reformatoren – im Gegensatz zu den altkirchlichen sieben Sakramenten – gelten ließen und im Augsburger Bekenntnis (Artikel 9-11) berücksichtigten. Wegweisend war dabei Martin Luthers 1528 veröffentlichter „Großer Katechismus“ gewesen, der Beichte, Taufe und Abendmahl als Sakramente behandelte.

Im Vordergrund ist die Austeilung des Abendmahls dargestellt. Es wird von zwei Geistlichen, deren Rückenlinien mit „Luther“ und „Hus“ gekennzeichnet sind, in beiderlei Gestalt gereicht. Mit Martin Luther und Jan Hus nannte der Künstler zwei Theologen beim Namen, die als Verfechter des Laienkelches galten. Die Textgrundlage ist im 22. Artikel der Confessio Augustana zu finden. Dieser als strittig bezeichnete Artikel brandmarkte die altkirchliche Praxis, Gläubigen das Altarsakrament nur in Gestalt der Hos-

tie zu reichen und Laien auszuschließen. Dagegen wurde mit Hinweis auf die biblisch bezeugten Einsetzungsworte Christi das Abendmahl in beiderlei Gestalt propagiert; außerdem wird der Laienkelch verteidigt, indem der Artikel betont, dass laut Paulus' 1. Korintherbrief (11,20ff.) die „ganze Gemeinde das Brot gegessen und aus dem gesegneten Kelch getrunken“ habe.

Auch die für das Luthertum zentrale Aussage der Realpräsenz Christi in Brot und Wein ist symbolhaft dargestellt. Zwischen Luther und Hus erhebt sich auf dem Altar ein Tischaufsatz in Form eines zweischaligen Brunnens. Dessen Fuß ist wie eine Weinrebe geformt und dessen Bekrönung bildet ein Kruzifix. Aus dem Leib Christi dringt ein Blutstrahl, der die Brunnen-schalen füllt. Es handelt sich um ein so genanntes „tätiges Kreuz“ – eine Bildformel für das erlösende Handeln, die Cranach aus der altkirchlichen Kunst übernommen hatte.

Der Brunnen selbst ist ebenfalls der mittelalterlichen Kunst entlehnt. Er hat die Bedeutung eines Lebens- und Gnadenbrunnens (fons vitae), den das Luthertum als „realpräsenzte Vergegenwärtigung der Sündenvergebung“ für sich neu deutete. Aufgefangen wird das Erlöserblut sowohl für die Taufe als auch für das Abendmahl. Während die untere Schale mit der Weinrebe als Sinnbild für das Abendmahl gilt, nimmt die kleinere obere Schale die Bedeutung der Taufe an; sie steht am Beginn der durch Christus geschenkten Gnade, die nach Auffassung der Reformatoren schon den Kindern gewährt werden soll. Im Hintergrund links ist die Beichte dargestellt. Luther ist als Beichtvater Johann Friedrichs III. zu erkennen. Damit wird der biblisch begründete Akt der Absolution als drittes Sakrament in das Geschehen mit einbezogen.

Der Holzschnitt entstand als Bekenntnisbild im Auftrag der ernestinischen Linie des Hauses Wettin. Sie hatte sich am Ende des Schmalkaldischen Krieges den verwandten, aber mit dem Kaiser verbündeten albertinischen Wettinern unterwerfen müssen und ihre Kurwürde abgetreten, um sich nicht vom Augsburgischen Bekenntnis lossagen zu müssen. In der Folge wurde der Holzschnitt jedoch zu einer wichtigen Bildquelle für eine Reihe von großen Bekenntnisgemälden zur Confessio Augustana, die seit Ende des 16. Jahrhunderts für zahlreiche Altäre und Epitaphien in Kirchen der evangelischen Gebiete des Reiches geschaffen wurden.

Wer ist wie Gott?

Zum „Tag des Erzengels Michael und aller Engel“.

„Wer ist wie Gott“? Es sollen die letzten Worte gewesen sein, die der in Drachengestalt auftretende Teufel vor seinem in der Offenbarung (Offb 12,8-9) geschilderten Sturz hörte. Es ist die wörtliche Übersetzung des hebräischen Namens Mika-El. Bestraft wurde Satan nicht zuletzt wegen seines Anspruchs, Gott ebenbürtig zu sein. Bereits im Alten Testament gibt es beim Propheten Jesaja (Jes 14) ein „Triumphlied über den Sturz des Weltenherrschers“, das die selbtherrlichen Gedanken des Königs von Babylon – in christlicher Interpretation mit einem Engel identifiziert – verhöhnt. Luther übersetzte 1545: *„Ich wil vber die hohen wolcken faren vnd gleich sein dem Allerhöhesten. Ja zur Hellen ferestu / zur seiten der Gruben.“*

Der Gedenktag des Erzengels Michael und aller Engel am 29. September geht auf eine frühmittelalterliche Verfügung zurück:

493 hatte Papst Gelasius den 29. September als Datum festgelegt, um damit an die Weihe der Michaeliskirche an der Via Salaria in Rom zu erinnern. Seit dem frühen Mittelalter entwickelte sich auch die Wissenschaft von den Engeln (Angelologie). Der christliche Versuch einer Systematik geht dabei unter anderem auf die Schriften des Pseudo-Dionysios Areopagita (6.Jahrhundert n.Chr.) zurück. Er identifizierte eine Engelhierarchie mit neun Chören von Engeln. Sie tragen Bezeichnungen, die uns bekannt vorkommen, weil einige im altkirchlichen Dankgebet (Präfation) zur Einleitung des Abendmahls erklingen: Engel, Erzengel, Mächte, Gewalten, Fürsten(tümer), Herrschaften, Throne, Cherubim und Seraphim. Diese zu drei mal drei Gruppen geordneten neun Chöre unterscheiden sich durch ihre Distanz bzw. Nähe zu Gott. Zusammen mit den beiden anderen Erzengeln Rafel (hebr. Rafa El = Gott heilt) und Gabriel (hebr. Gavri-El = Held Gottes) bildet Michael den zweitniedrigsten Chor; nach den Schutzengeln stehen sie damit – laut mittelalterlicher Systematik – den Menschen am nächsten.

Luther hielt den Engelglauben und die mittelalterliche Spekulation über die Ränge der Engel theologisch für problematisch. Er teilte die Kritik an einem verselbständigten Engelkult, weil dieser nicht nur gegen das Offenbarungsprinzip, sondern auch gegen das Rechtfertigungsprinzip verstoße.

Gleichwohl übernahm die Reformation den Gedenktag des Erzengels Michael, und auch Luther hielt immer wieder Michaelispredigten. Hier dienten Engel Luther dazu, die menschliche Stärke in der Situation der Anfechtung zu erklären, wenn es um Themen wie Teufel und Versuchung ging. Er verstand Engel als Diener Gottes und als seine geistlichen Führer. Er glaubte an ihr Wirken als Schutzengel. Seinen Morgen- und seinen Abendsegen schloss er mit den Worten: „Dein heiliger Engel sei mit mir, dass der böse Feind keine Macht an mir finde“. Niemand solle sich vor den Nachstellungen des Teufels sicher sein und niemand sich allein gelassen fühlen, denn Engel begleiten ihn.

In einer seiner letzten Michaelispredigten (1544) setzte Luther in der Auslegung des Offenbarungstextes Michael mit Christus gleich:

„Der Fürst aber dieses Kriegs, den er Michael heisset, der ist und kann kein ander sein weder unser Herr Jesus Christus, Gottes Son. Denn ob wol Michael sonst auch eines Engels namen ist [...] so ist doch hie nicht ein solcher persönlicher Name [...]noch ein Creatürlicher name, Sondern des HERRN und Schepffer selbs, Der furet diesen Namen allein. Denn er heisst auch eigentlich und, wenn mans recht wol sol Deutschen, nicht anders denn ‚Gott gleich‘.“

Dieser Name aber kommt nach Luther allein Christus zu. Entsprechend wird der Gedenktag des Erzengels Michaels und aller Engel als Christusfest begangen. Die liturgische Farbe ist Weiß. Und in der Evangelisch-Lutherischen Gottesdienstordnung, nach der auch die SELK ihre Gottesdienste feiert, findet sich für diesen Tag eine eigene Präfation. Hier geht dem üblichen Text, der mit Gewalten, Mächten und Seraphim einige der „ranghöchsten“ Engel nennt, die Erwähnung der von Gott gesandten himmlischen Heerscharen, die gegen die Mächte der Finsternis streiten, voraus.

Das Bewusstsein für die Christusbezogenheit des Michaelisfestes ist nicht überall gegenwärtig. Es hat sich ein moderner Engelboom entwickelt, der die Grenzen zur Esoterik überschritten hat und in der Feier von individuellen Engelgottesdiensten mündet. Der Erzengel Michael hat sich zudem als Patron Deutschlands sowie als Lokalpatron vieler Ortschaften, Kirchen, Orden und Bruderschaften einen Namen gemacht – auch auf evangelischer Seite. Hinzu kommen Volksweisheiten und -bräuche. So pflügten Gärtner z.B. den Merkspruch: „Ein Baum gepflanzt St. Michael, der wächst

von Stund' an auf Befehl". Eine Wetterregel lautet: „Regnet's sanft am Micheltag, folgt ein milder Winter nach.“ Der Tag Michaelis war seit frühen Jahrhunderten auch ein Schlüsseltag; an ihn knüpften sich Abgaben, Arbeitsverbote, Erntebräuche oder der Schulabschluss. Ferner wurden früher Michaelisfeuer entzündet – ein Zeichen dafür, dass ab nun wieder bei Kunstlicht gearbeitet werden musste.





Albrecht Dürer;
Kleiner Kardinal,
Kupferstich 1519;



Lucas Cranach:
Kardinal Albrecht
von Brandenburg,
Kupferstich 1520



Lucas Cranach: Martin
Luther als Augustiner-
mönch, Kupferstich
1520



Lucas Cranach: Martin
Luther als
Augustinermonch,
Kupferstich 1521

Das Porträt im Dienst der Diplomatie

Lucas Cranach und die Lutherbildnisse der frühen Reformationszeit

Ein Bildnis von sich selbst zu haben, war zu Lebzeiten Luthers keine Selbstverständlichkeit. Nur Fürsten, Adlige und hochrangige kirchliche Würdenträger konnten es sich leisten, ein Gemälde oder ein grafisches Porträt von sich anfertigen zu lassen. Luther selbst, der immerhin Universitätsgelehrter war und in Wittenberg eine gewisse Prominenz erreicht hatte, interessierte sich nicht für solche Äußerlichkeiten.

Umso wichtiger aber nahm sie der sächsische Hof, in dessen Diensten sowohl Luther als auch Lucas Cranach d. Ä. (1472-1573) standen. Kurfürst Friedrich der Weise und sein Sekretär, Georg Spalatin, nutzten die Lieferung von Kunstwerken und Schriften an Standesgenossen, um damit diplomatische und politische Verhandlungen einzuleiten oder günstig zu beeinflussen. Und Luther gab seinem Arbeitgeber mit seinen Aktionen, die vom Thesenanschlag bis hin zu den Flugschriften gegen die Machenschaften in der Römischen Kirche reichten, allen Grund für die diplomatische Schandenbegrenzung per Bildnis.

Den Anstoß für die Entstehung der ersten grafischen Lutherbildnisse Cranachs gab Albrecht Dürer. Er hatte sich mit einem Kupferstich, der Luthers Gegner Albrecht von Brandenburg darstellte, beim sächsischen Kurfürsten für die Zusendung reformatorischer Schriften bedankt und angekündigt, bei nächster Gelegenheit ein grafisches Bildnis auch von Luther zu schaffen. Damit machte er den sächsischen Hof zugleich auf die Chancen auf-



Hans Baldung Grien,
Luther als Mönch mit
Taube, Holzschnitt
1521



Lucas Cranach, Luther
mit Doktorhut,
Kupferstich 1521



Lucas Cranach, Bildnis
Luthers als Junker Jörg



Hans Brosamer,
„Luther Siebenkopff“,
Holzschnitt 1529

merksam, die ein beliebig zu vervielfältigender Druck für die Bildnispolitik mit sich brachte. Cranach erfuhr davon und kam Dürer zuvor. Zunächst hatte er dessen Kupferstich vom Kardinal als Vorlage für eine eigene Version des Kardinalsporträts genutzt. Im Gegensatz zur würdevollen und seriösen Ausstrahlung eines Mannes von vielleicht vierzig Jahren, die Dürer herausgearbeitet hatte, betonte das Kardinalsbildnis von Cranach das noch sehr niedrige Alter des tatsächlich erst dreißigjährigen Albrecht. Nicht zuletzt ein rundliches und faltenloses Antlitz und hängende Mundwinkel und Schultern sorgen dafür, dass Albrecht apathisch und unberührt, ja gleichgültig wirkt.

Gleichzeitig arbeitete Cranach an seinem ersten Kupferstichporträt Martin Luthers. Die Aufrichtigkeit und Kompromisslosigkeit, mit der dieser 1517 seine Thesen gegen den Ablasshandel formuliert und an den Kardinal als eigentlichen Adressaten gerichtet hatte, prägen auch dieses Porträt. Luther, inzwischen geächtet und vom Kirchenbann bedroht, wirkt durch seinen grobknochigen, barhäuptigen Kopf und seinen straff aus der Kutte heraus ragenden Hals geradeheraus und unbeugsam. Mögen die tiefen Augenhöhlen auch den asketischen Lebensstil Luthers verraten, blicken daraus doch wachsame Augen hervor. Dass Cranach seinen Freund Luther „nach dem Leben“, also von Angesicht zu Angesicht, gezeichnet hatte, besagt auch die Bildunterschrift, die sich wie folgt übersetzen lässt: *„Ein ewiges Abbild seines Geistes bringt Luther selbst hervor, Cranach zeichnete nur das vergängliche Gesicht“*.

Dieses erste Lutherporträt wurde jedoch weder vervielfältigt noch verbreitet. Inzwischen schrieb man das Jahr 1521 und der sächsische Hof konnte die für den bevorstehenden Wormser Reichstag erwartete Konfrontation zwischen Luther, Kaiser und Kirche nicht mehr verhindern. Die

von Cranachs Druckerei beabsichtigte paarweise Veröffentlichung der Porträts von Albrecht und Luther musste gestoppt werden, wenn die vom Kurfürsten gewünschte gütliche Regelung der „Luthersache“ auf dem Reichstag Chancen haben sollte. Entsprechend gab Georg Spalatin dem Künstler nun den Auftrag für ein neues Porträt, das weniger die Dickköpfigkeit als vielmehr die Gesprächsbereitschaft und Bibeltreue Luthers veranschaulichte.

Dieses Bild, das in tausendfacher Auflage gedruckt und verbreitet wurde, zeigt einen Luther mit milden Zügen und in einem weicheren Licht. Der Redegestus der linken Hand und die aufgeschlagene Bibel deuten an, dass Luther sich auf die Heilige Schrift berufen würde, ohne über Gegenargumente erhaben zu sein. Eine Besonderheit stellt die Nische hinter Luther dar. Mit ihr stattete Cranach sein Lutherbildnis mit einem damals allgemein bekannten Attribut aus – mit einer Würdeformel, die bisher allerdings hauptsächlich bei Heiligendarstellungen üblich war.

In der Tat wurde Luther, der nach seiner Ablehnung eines Widerrufs vorzeitig den Wormser Reichstag verlassen musste, in der Öffentlichkeit in das Licht der heiligen Nachfolge Christi gestellt. Ob es Luther selbst gefiel oder nicht – für zeitgenössische Künstler war diese Huldigung ein reizvolles Thema. So stellte ihn Cranachs Berufskollege Hans Baldung Grien als Heiligen dar. An die Stelle der Rundbogennische ist in seinem Holzschnitt von 1521 eine Strahlengloriole getreten, in deren oberer Hälfte die Taube – Sinnbild des Heiligen Geistes – schwebt.

Reagierte die Römische Kirche hierauf mit Abscheu, antwortete der sächsische Hof mit einem neuen, dritten Lutherporträt. Cranachs Kupferstich zeigt den inzwischen Gebannten im Profil und damit in der klassischen Pose antiker Helden, wie man sie von Münzen oder Medaillen kennt. Das aus voluminösen Rundungen und straffen Konturen entstehende Profil strahlt Distanz und Erhabenheit aus und verleiht dem Reformator die Aura von Denkwürdigkeit – und nichts von den tatsächlichen Zweifeln und Kämpfen des zu dieser Zeit an der Übersetzung des Neuen Testaments Arbeitenden wird sichtbar.

Nach dem Wormser Reichstag musste Luther ohnehin unsichtbar bleiben, obwohl es ihn nicht lange auf der Wartburg hielt. Beunruhigt durch Spalatin's Berichte über die ersten Bilderstürme mischte er sich als adliger Junker Jörg 1521/22 wieder unter die Wittenberger Bevölkerung und ließ sich

bei seinem Freund Cranach blicken. Dieser bekam einen massiven Ritter mit Vollbart und zugewachsener Tonsur zu sehen und hielt diese Erscheinung noch Ende 1521 mit einem Holzschnitt fest, der Luther als Respekt einflößenden Tatmenschen zeigt. Auch dieses Bild fand weite Verbreitung und wurde vom Hof toleriert.

Lucas Cranach hatte Luther mit seinen vier grafischen Porträts, von denen drei eine breitere Öffentlichkeit erreichten, eine beträchtliche Wandlungsfähigkeit zugeschrieben. Die altkirchlichen Gegner Luthers aber verwirrte der bildgewordene Rollenwechsel. Im Auftrag des von Luther abgefallenen Humanisten J. Cochläus fertigte 1529 Hans Brosamer den Titelholzschnitt für eine Schrift, die Luther als „Siebenkopff“ schmähte und als Ungeheuer zeigte. Über dem Rumpf ist eine Reihe von sieben Köpfen zu sehen. Ausgestattet mit Doktorhut, Mönchskapuze, türkischem Turban, Priesterbarrett, Hornissenschwärm, Tiara oder wilden Locken symbolisierten diese Köpfe verschiedene Gefahrenquellen für den alten Glauben, deren Ursprung man hier in Luther und seiner neuartigen Bibeldeutung zu finden meinte.

Forderte die Häme der altkirchlichen Gegner Luthers sogleich neue protestantische Bildpolemik heraus, entstand zugleich in den Gemälden der Cranach-Werkstatt ein neuer Typ des Lutherporträts. 1525 hatte Luther die Ehe mit der Nonne Katharina von Bora geschlossen. Cranach hatte seither mehrere Doppelporträts der Eheleute gefertigt. Getrennt auf eigenen Tafeln dargestellt, erinnern diese später hundertfach für protestantische Kirchen kopierten Doppelbildnisse an die Doppelporträts adliger Ehepaare, deren Heirat immer auch eine Allianz verschiedener Häuser bedeutete.

Seit den 1530er Jahren stellte Cranach den Reformator nur noch mit Barrett und schwarzem Rock dar und setzte somit nicht nur Zeichen für die Entwicklung der Amtstracht lutherischer Pastoren. Es entstand damit auch das Urbild für die Lutherporträts zwischen dem 16. und dem 20. Jahrhundert. Ein Beispiel dafür findet sich in Werner Tübkes 1987 vollendetem Bauernkriegspanorama in Bad Frankenhausen. Hier ist der Reformator insgesamt drei Mal abgebildet, darunter auch als „älterer Mann, der als Repräsentant der neuen Zeit“ zwischen anderen Vertretern des Fortschritts von Wissenschaft und Kunst an einem Lebensbrunnen steht. Flankiert wird er von Albrecht Dürer und Lukas Cranach – den Konkurrenten um sein erstes Porträt.

Rose und Schwan – Luthers Merk- und Markenzeichen

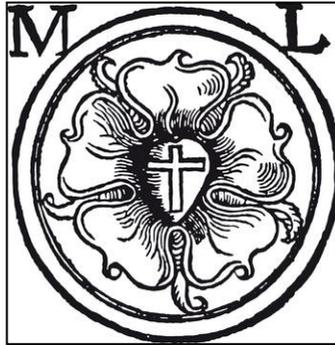
Welche Bilder kommen einem beim Namen Martin Luther in den Sinn? Neben den typischen Porträts, die Martin Luther mit seinem markanten Profil als Mönch, Junker Jörg oder als Professor mit schwarzem Barret zeigen, gehört die Lutherrose zu den bekanntesten Bildern des Luthertums. Man findet sie auf Bibel-Einbänden, Anstecknadeln, Aufklebern oder auf Internetseiten lutherischer Gemeinden – um nur einige Beispiele zu nennen. Weniger bekannt sind Darstellungen Luthers mit dem Schwan – ein Sinnbild, das ihn in Verbindung mit dem tschechischen Reformator Johannes Hus (um 1369-1415) bringt. Nachfolgend wird beschrieben, wie Rose und Schwan zu Luthers Merk- und Markenzeichen geworden sind.

Vom Familienwappen zum Merkzeichen – Die Lutherrose

Ein Wappen bzw. ein Siegel zu führen, war im Spätmittelalter kein Privileg der Ritter und Adligen mehr, sondern gehörte auch für bürgerliche Herren mit Funktionen in der Öffentlichkeit „zum guten Ton“. Wer offiziellen Schriftverkehr führen musste, konnte sich ein Wappen zulegen und sich dessen Gültigkeit von seinem Landesherrn bestätigen lassen. Im Gegensatz zu den alten Wappen des Adels und der Ritterschaft, die oft nur einfache Farbfelder in verschiedenartig geteilten Schildern aufwiesen, zeigten die bürgerlichen Wappen und Siegel immer auch so genannte „gemeine Figuren“, d.h. allgemeingültige Symbole aus der Arbeitswelt, Himmelskörper, Tiere, oder Pflanzen. Wer also etwa Becker oder Bäcker hieß oder in diesem Berufsfeld arbeitete, konnte z.B. eine Brezel als Symbol „im Schilde führen“.

Mit den Reformatoren bildete sich im 16. Jahrhundert dann gewissermaßen eine neue „Branche“ heraus, die sich neue Wappen mit biblischem Bezug zulegte. So suchte sich Justus Jonas den Propheten Jona aus und Johannes Bugenhagen machte seine Arbeit an den Psalmen durch die Abbildung einer Harfe (=Psalter) auf blauem Grund anschaulich.

Luther griff zunächst auf die in einem vorhandenen Familienwappen enthaltene, fünfblättrige Rose zurück. Dieses Wappen existierte seit dem 15. Jahrhundert und zeigte ursprünglich zwei Rosen an der Seite einer halben Armbrust. Während Luthers jüngerer Bruder Jakob (1490-1571) dieses Armbrustwappen später in abgewandelter Form weiterführte, machte sich der Reformator mit der einfachen Rose sozusagen „selbstständig“.



Ein Sermon geprediget zu Leipsig uffm Schloß am tag Petri und Pauli, Leipzig 1519, Titelholzschnitt

Als Hochschulprofessor und als Schriftsteller benötigte er spätestens 1517, als ihn seine 95 Thesen über die Grenzen Sachsens hinaus bekannt machten, ein eigenes Siegel. Er versah damit sämtliche Briefe und ließ es – oft zusammen mit dem Osterlamm (Siehe S. 25) – in die Titelseiten aller von ihm freigegebenen Drucke seiner Predigten und übrigen Werke ein-drucken; denn sehr schnell waren unerlaubte Nachdrucke im Umlauf: *„Dis zeichen sey zeuge, das solche Bücher durch meine Hand gegangen, denn des falschen Druckens und Bücherverderbens vleyssigen sich jetzt viel.“*

Erstmals tauchte die einfache fünfblättrige Rose 1519 als Wappen zusammen mit seinem frühesten Porträt auf dem Titeldruck seiner während der Leipziger Disputation gehaltenen Predigt auf. Noch fehlten Ring, Herz und Kreuz. Ergänzt um diese drei Symbole und die Initialen ML tauchte die Rose dann 1524 – nach den Anfangsjahren des Ringens um die Bibelüber-setzung – auf dem Titelblatt seiner Psalmen-Übersetzung auf, um anschließend immer wieder in Drucken seiner Lehrschriften verwendet zu werden.

Spätestens 1530 wurde die Lutherrose als Siegel, Schutz- und Merkzei-chen weiten Kreisen bekannt. Mit der Anhörung der Augsburgischen Kon-fession auf dem dortigen Reichstag hatten die dort anwesenden Vertreter der Reformation einen ersten Erfolg erzielt. Luther, der die in Augsburg anwesenden Protagonisten von der Veste Coburg aus brieflich beraten hatte, erhielt in diesem Jahr einen Brief vom Nürnberger Ratsherrn und Reformationsanhänger Lazarus Spengler, der auch am Reichstag teilge-nommen hatte. Darin überbrachte Spengler den Entwurf für einen Siegel-

ring mit der Lutherrose – zusammen mit der Nachricht, dass dieser Siegelring im Auftrag des sächsischen Kurprinzen Johann Friedrich I. gefertigt werden solle, und mit der Bitte um Beurteilung des Entwurfs. Luther antwortete am 8. Juli 1530 mit einer ausführlichen Stellungnahme zur Bedeutung seines Wappens, das er als „*Merkzeichen meiner Theologie*“ beschrieb:

„Das erst sollt ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbs Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig machet. Denn so man von Herzen gläubt, wird man gerecht. Ob’s nu wohl ein schwarz Kreuz ist, mortificiret und soll auch wehe tun, noch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbt die Natur nicht, das ist, es tötet nicht, sonder behält lebendig.[...] Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rosen stehen, anzuzeigen, dass der Glaube Freude, Trost und Friede gibt und kurz in eine weiße fröhliche Rosen setzt, nicht wie die Welt Fried und Freude gibt, darumb soll die Rose weiß und nicht rot sein; denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose stehet im himmelfarben Felde, das solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig, itzt wohl schon drinnen begriffen und durch Hoffnung gefasset, aber noch nicht offenbar. Und in solch Feld einen gulden Ring, daß solch Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höchst Erz ist.“

Das Herz ist als Organ des Glaubenden zu verstehen, das Kreuz darin weist auf den Gekreuzigten als Inhalt des Glaubens hin. Die weiße Rose bedeutet himmlische (statt weltliche) Freude; und der blaue Hintergrund den Himmel selbst. Der Ring symbolisiert die Ewigkeit der himmlischen Seligkeit, deren Wert nur mit dem des Goldes vergleichbar ist. Als Umschrift für das Wappen ist die (in Latein geschriebene) Losung „Im Stillsein und Hoffen werdet ihr stark sein“ überliefert; später erschien die Rose auch mit dem Schriftzug „Vivit“ (Er – Christus – lebt). Mit dieser allegorischen Deutung hatte Luther aus seinem Familienwappen ein eigenes Siegel geschaffen, dessen theologische Dichte es in eine Reihe mit den Neuschöpfungen der anderen Reformatoren stellte.

Vergeblich sucht man in Luthers Äußerungen nach dem inzwischen bekannten Spruch „*Des Christen Herz auf Rosen geht, wenn’s mitten unterm Kreuze steht*“. Konkret lässt er sich der Reim bis in das Jahr 1601 zurück-

verfolgen. Erstmals erschien er gedruckt in einer Chronik Sachsens, die der Wittenberger Historiker Balthasar Mentz d.J. in diesem Jahr veröffentlichte. Darin zeichnete er auch den Weg Wittenbergs in die Reformation nach und beschrieb in diesem Zusammenhang die Lutherrose. In seinen Augen drückte das Kreuz das Herz tief in das Rosenbett: *„Derwegen je schwerer das Creutze ist, je tieffer und schärffer er das Hertze in die liebliche und wohlriechende Rose Jesum Christum drücken kann.“* Und einige Sätze später fasste er seine Beschreibung mit dem zitierten Reim zusammen.

Nachzutragen bleibt, dass die Lutherrose keineswegs nur in den anfangs beschriebenen kirchlichen Zusammenhängen auftritt. Sie erscheint unter anderem auch in den Wappen einiger Orte, an denen sich Luther selbst nie aufgehalten hat, deren Geschichte aber mit dem Luthertum verbunden ist, z.B. Neuendettelsau. Mit der Lutherrose im oberen Feld erinnerte das erst 1960 verliehene Wappen an den lutherischen Pfarrer Wilhelm Löhle, der im 19. Jahrhundert in Neuendettelsau eine diakonische Anstalt gegründet hatte. Die hessische Stadt Rodgau führt die Lutherrose im Wappen, weil sie als einstiges Herrschaftsgebiet der evangelisch-lutherischen Grafen zu Hanau eine Enklave zwischen mehreren katholischen Nachbarorten bildet.

Eine andere Möglichkeit, sich in der Diaspora als lutherische Kirche erkennen zu geben, war und ist die Besetzung der Turmspitze seiner Kirche mit einem Schwan als Wetterfahne.

Der Schwan als Markenzeichen der lutherischen Reformation

Die Wurzeln der Identifizierung Luthers mit dem Schwan gehen auf die Überlieferung einer Prophezeiung des böhmischen Kirchenkritikers und Reformators Johann Hus (1369-1415) zurück. Wegen seiner Kritik an überzogenen Machtansprüchen und an der Verweltlichung der Kirche in seiner Heimat und in Rom wurde er im Zuge des Konstanzer Konzils als Ketzer zum Tode verurteilt und kam am 6. Juli 1415 auf dem Scheiterhaufen um – nicht ohne auf dem Weg dorthin einen Nachfolger anzukündigen: *„Heut in des argen Feuers Glut, ein arme Gans ihr braten tut, nach hundert Jahren kommt ein Schwan, den sollt ihr ungebraten lan.“* Hundert Jahre später, 1517, erinnerte man sich angesichts des Thesenanschlags von Wittenberg und der nachfolgenden Ereignisse wieder an diese Volkslegende.

Bevor Luther mit seinen 95 Thesen gegen die Verhältnisse in seiner Kirche an die Öffentlichkeit ging, war er in der Bibliothek des Augustinerklosters mehrfach auf Streitschriften römischer Gelehrter gegen Hus und seine Anhänger gestoßen und schloss sich der Verurteilung der Ketzereien zunächst vorbehaltlos an. Schon sein Doktor-Eid enthielt eine Formel der Abschwörung der Lehren des Jan Hus und besonders in seinen Vorlesungen rügte er die Abkehr der Hussiten von der Kirche.

Aber Luther fielen auch Schriften von Jan Hus selbst in die Hände, z.B. einen Band mit Predigten des vermeintlichen Ketzers. Darin fand Luther so viel Gedankengut, das zu seinen eigenen Erkenntnissen passte, dass er sich über den Feuertod des böhmischen Theologen entsetzte und sich anschließend mit Schmähungen gegen ihn zurückhielt.

Seit 1517 kam Luther zu der Überzeugung, dass kirchliche Dogmen der Heiligen Schrift Stand halten sollten. Mit dieser Überzeugung trat er 1519 auch gegen den Ingolstädter Theologieprofessor Johann Eck in Leipzig zu einer Disputation an. Als Hauptinhalt dieser Auseinandersetzung ist der Streit um die unanfechtbare Lehrautorität von Päpsten und Konzilien festzuhalten; Luther bestritt sie aufgrund deren menschlicher Natur und bekräftigte erneut, dass sie der Überprüfung anhand der Heiligen Schrift Stand halten müssten. Sein Gegner Eck verglich Luther daraufhin mit dem verfeimten Ketzer Jan Hus – und lockte ihn damit in eine Falle. Luther widerstrebt der Vergleich mit Hus zwar, doch gab er zu, dass viele von dessen Sätzen „*viel wahrhaft Christliches und Evangelisches*“ enthielten. Die Verurteilung als Ketzer hielt Luther für einen Irrtum des Konstanzer Konzils und forderte Eck zum Gegenbeweis heraus, dass Hus' Verbrennung schriftgemäß sei.

Nach dieser öffentlichen Absage an die Autorität der römischen Kirche gab es für Luther kein Zurück mehr. An der Leipziger Disputation hatten zudem zwei Hus-Anhänger als Zuhörer teilgenommen und in Briefen anschließend ihre Bewunderung für Luthers mutiges Auftreten geäußert. Durch diesen Kontakt nach Böhmen gelangte Luther auch an Hus' Hauptschrift „Über die Kirche“ (De ecclesia). In einem Brief an den kurfürstlichen Sekretär Georg Spalatin kam im Winter 1519/20 ein Sinneswandel Luthers zum Ausdruck: „*Bisher habe ich alles von Jan Hus gelehrt und ver-*

wendet, ohne es zu kennen.[...] Kurz, wir alle sind Hussiten, ohne es zu wissen, auch Paulus und Augustinus sind es aufs Wort.“

Luthers Identifizierung mit dem Schwan lässt sich nicht genau nachverfolgen, denn dass seine hussitischen Kontakteleute ihm von der Prophezeiung von Hus erzählt haben, ist nicht belegt. Allerdings wusste Luther schon 1520, dass „hus(a)“ das tschechische Wort für „Gans“ ist; darüber hinaus gehörte es zu den Bildungsgütern des Humanismus der Lutherzeit, z.B. Selbstdarstellungen in Sinnbilder, etwa von Tieren wie dem singenden Schwan, zu übersetzen und damit auf antike Dichtung anzuspielen. Heute weiß man aus den erst nach Luthers Tod gedruckten Briefen von Hus, dass dieser seine zahme Gans nicht von einem Schwan, sondern von Adler und Falken abgelöst sehen wollte, weil die sich mit ihren Höhenflügen besser aus den Fallstricken der Kirche befreien könnten als eine Gans. Der Humanismus der Lutherzeit hatte also die überlieferte Prophezeiung anhand der eigenen Kenntnisse antiker Poesie für sich umgedeutet. Luther selbst hatte sich um 1517 in einem Brief an Papst Leo X. zum Ablasshandel noch als „*Gans unter Schwänen*“ bezeichnet und damit seine bescheidene Position innerhalb der humanistischen Geisteswelt gemeint.

Er blieb später beim Vergleich zwischen Gans und Schwan. Nachdem die reformatorische Partei auf dem Augsburger Reichstag eine erste Hürde der Anerkennung genommen hatte, kam es 1531 zu einer Selbstdarstellung Luthers als Fortsetzer und Vollender der von Hus angestoßenen Reformgedanken. Schriftlich hielt er fest: „*S. Johannes Hus hat von mir geweissagt, da er aus dem Gefängnis im Böhmerland schreibt: Sie werden jetzt eine Gans braten (denn Hus heißt eine Gans); aber über hundert Jahren werden sie einen Schwan singen hören, den sollen sie leiden. Da soll's auch bei bleiben, ob Gott will.*“

Luther erwähnte den Vergleich nach 1531 noch mehrfach, z.B. in einer seiner Tischreden, in der er die Kirche mit der Natur des Schwans verglich. Auch seine Zeitgenossen und Gefährten benutzten den Gans-Schwan-Vergleich und verhalfen ihm auf diese Weise zu einer ersten Verbreitung. Nach Luthers Tod und besonders seit dem 17. Jahrhundert nahm die Lutherverehrung in einer Weise zu, die der Reformator verabscheut hätte. Einen Höhepunkt stellte das Reformationsjubiläum 1617 dar. In diesem Jahr entstanden die ersten grafischen Bilder zu einer weiteren Legende, die mit einem angeblichen Traum Kurfürst Friedrich des Weisen, Luthers

Dienstherrn, zu tun hatte. Dieser habe in der Nacht vor dem Thesenanschlag drei Mal in verschiedenen Varianten geträumt, Luther habe sich als Sohn des Paulus vorgestellt und ihn, den Fürsten, gebeten, etwas an die Tür der Wittenberger Schlosskirche schreiben zu dürfen. Luther tat dies mit einer Feder, die in ihrer Überlänge bis nach Rom reichte und dabei die Tiara des Papstes zu stürzen oder zu durchbohren drohte. Auf die Frage, was seine Feder so stark mache, antwortete Luther, dass sie von einer alten böhmischen Gans stamme.



Jacob Jacobsen
Luther mit dem Schwan, Öl
auf Holz, 1603
Hamburg, St. Petri

Außerdem entwickelte die Bildkunst sowohl für die Malerei als auch für die Plastik eine neue Form des ganzfigurigen Porträts mit dem Schwan. Es wurde zu einem bildlichen Hauptmotiv der Lutherverehrung, das in Kirchen an Wänden, Altären, Kanzeln und Bankwangen sowie auf den Titelseiten vieler Gesangbücher verwendet wurde. Das älteste bekannte Gemälde von Jacob Jacobsen entstand 1603 in Hamburg und hat Bekenntnischarakter. Es dokumentiert das erfolgreiche Ende eines kirchenrechtlichen Konflikts; als Richtschnur für die Lösung religiöser Streitigkeiten durfte nur noch das lutherische Bekenntnis verwendet werden. Die Bedeutung Luthers über seinen Tod hinaus kommt in dem lateinischen Spruch neben seinem Haupt zum Ausdruck, der auch Luthers Grabspruch war und sich wie folgt übersetzen lässt: „*Im Leben, Papst, war ich dir die Pest. Im Sterben werde ich dein Tod sein*“. Und im aufgeschlagenen Buch ist mit

dem Text Johannes 3,16 Luthers Sterbegebet zu lesen.

Zuletzt sei an den Turmschwan erinnert, der als Wetterfahne fungiert. Er kommt häufig im Oldenburger Land, in Ostfriesland und in den Niederlanden vor und dient dort als Wahrzeichen des Luthertums, das sich seit dem 16. Jahrhundert neben der aus dem Calvinismus hervorgegangenen Reformierten Kirche behauptet. Besonders in den Niederlanden diente der Schwan auf Dächern und Türmen als geheimer Wegweiser zu den



Turmschwan
Lutherkirche Emden
(Ostfriesland)

versteckt abgehaltenen lutherischen Gottesdiensten. Und auf deutschem Boden sei als ostfriesisches Beispiel Emden genannt. Dort zeichnete sich nach Einführung der Reformation zunächst ein Sieg des lutherischen Bekenntnisses ab, bis 1542 der reformierte Theologe Johannes à Lasco als Superintendent seine Arbeit aufnahm und den Calvinismus stärkte. Durch Ansiedlung calvinistischer Glaubensflüchtlinge im 17. Jahrhundert wurden die Lutheraner in Emden zur konfessionellen Minderheit.

Bildlegenden und Bildnachweis

Titelblatt: Anne Heinig; – **Seite 11:** Lucas Cranach: *Gesetz und Evangelium, Holzschnitt, um 1530*, London, British Museum; *Aus: Ausstellungskatalog Martin Luther und die Reformation in Deutschland, Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum 1983 (= Ausst.Kat. Nürnberg 1983), S. 399.* – **Seite 17:** Anbetung der Könige, Glasfenster St. Michaels–Kathedrale Brüssel, *Bildagentur Fotolia.com*. **Seite 23:** Matthäus Merian, *Versuchung Jesu, Straßburg 1630*, Kupferstich; *Aus: Ph. Schmidt, Die Illustration der Lutherbibel 1522–1700, Basel 1962, S. 474, Abb. 391.* – **Seite 25:** Lamm Gottes mit der Siegesfahne; Buchsiegel Luthers 1519 / Lutherrose mit Initialen: Schluss-Illustration zur Vorrede zu „Das Alte Testament Deutsch“ Martin Luther, Melchior Lotter 1523; *Bildagentur akg images*; **Seite 26:** *Weltgericht (Deesis)*; Figurengruppe am Westportal (Triangel) des Erfurter Doms; *Harald Brüinig, Erfurt.* – **Seite 28:** Lucas Cranach: *Luther als Prediger. Predella des Reformationsaltars in der Stadtkirche St. Marien, Wittenberg*; *Anne Heinig*; – **Seite 29:** Albrecht Dürer, *Gnadenstuhl, Holzschnitt 1511*; *aus: The Illustrated Bartsch (TIB), New York 1980, Bd. 10, S. 217.* – **Seite 32:** Lucas Cranach: Johannes als Bußprediger, Holzschnitt 1516; *aus: TIB, 1980, Bd. 11, S. 378.* – **Seite 33:** Eduard von Gebhardt: Johannespredigt, Fresko Friedenskirche Düsseldorf (zerstört); *Entwurf in: Rudolf Burckhardt, Die Wandgemälde Eduard von Gebhardts in der Friedenskirche zu Düsseldorf, Zwölf Blätter mit begleitenden Worten, München 1908*; **Seite. 34:** Martin Schongauer, *Taufe Christi*, Kupferstich, um 1480, in: TIB, Bd. 8, 1979, S. 33. – **Seite. 35:** Hans Brosamer, *Die Täuferfrage*, Holzschnitt, Wustbibel, 1671, *aus: Ph. Schmidt, Die Illustration der Lutherbibel 1522–1700, Basel 1962, Seite 338, Abb. 252.* – **Seite 38:** *Martin Luther und Johan Hus erteilen der Kurfürstlichen Familie das Abendmahl in beiderlei Gestalt*, Holzschnitt, Cranach-Werkstatt, nach 1551, *aus: TIB 11, 1980, S. 441.* **Seite. 42:** Hubert Gerhard, *Erzengel Michael*, Bronzeskulptur, Fassade St. Michael München, 1588; *Anne Heinig.* – **Seite 43:** von oben nach unten: Albrecht Dürer; *Kleiner Kardinal*, Kupferstich 1519; *aus: Albrecht Dürer, Das gesamte graphische Werk, München 1970, S. 1915*; Lucas Cranach: *Kardinal Albrecht von Brandenburg*, Kupferstich 1520, *aus: TIB 11, 1980, S. 316*; Lucas Cranach: *Martin Luther als Augustinermönch*, Kupferstich 1520, *aus: TIB 11, 1980, S. 317.* – *Porträt Martin Luthers zum Wormser Reichstag*, Kupferstich 1521, *aus: Ausst. Kat. Nürnberg 1983, S. 175.* – **Seite 44:** von oben nach unten: Hans Baldung Grien, *Luther als Mönch mit Taube*, Holzschnitt 1521, *aus: Ausst.Kat. Nürnberg 1983, S. 222*; Lucas Cranach, *Luther mit Doktorhut*, Kupferstich 1521, *aus: TIB 11, 1980, S. 318*; - Lucas Cranach, *Bildnis Luthers als Junker Jörg*, Holzschnitt, 1522, *aus: Ausst.Kat. Nürnberg 1983, S. 205*; Hans Brosamer, *Martinus Luther Siebenkopff*, Holzschnitt 1529, *aus: Ausst.Kat. Nürnberg 1983, S. 228.* – **Seite 46:** Werner Tübke, *Bauernkriegspanorama*, Bad Frankenhausen, 1987, Ausschnitt; *Bildagentur akg images/VG Bildkunst*. *Doppelporträt Luther und Katharina von Bora: Bildagentur akg images.* – **Seite 48:** *Luther predigend, mit Umschrift*, Titelholzschnitt zu „Ein Sermon gepredigt zu Leipzig, 1519, Wolfgang Stöckel; *Ausst.Kat. Nürnberg 1983, S. 174*; *Lutherrose mit Initialen Luthers*, um 1530; *Bildagentur fotolia.com.* – **Seite 53:** *Jacob Jacobsen, Martin Luther mit Schwan*, Öl auf Holz, Hamburg, St. Petrikirche, 1603; *Anne Heinig*; *Turmschwan, Lutherkirche Emden (Ostfriesland), Anne Heinig.*

Erläuterungen:

Grün ausgewiesene Bilder sind im Text erwähnt. Sie werden als jpg-Dateien bei der Einzelbestellung von Aufsätzen von der Autorin mitgeliefert. Rot ausgewiesene Bildquellen weisen auf eine Honorarpflicht hin. Die Bilder müssen dort bestellt und bezahlt werden.

Dieser Band enthält eine Reihe von Aufsätzen zur christlichen Kunst und Kultur, die für Gemeindebriefe gedacht sind. Sie reichen von der Bildbetrachtung bis zum historisch ausgerichteten Essay oder verbinden beides miteinander. Aufgegriffen werden Feste und Themen des Kirchenjahres vom Advent bis zur Reformationszeit. Die Gemeinsamkeit aller Beiträge besteht darin, dass Martin Luther zu Wort kommt und sich der Leser mit seinem Denken und seiner Sprache vertraut machen kann, ohne theologisches Fachwissen zu haben.

Anne Heinig, geboren 1964 in Kiel, studierte in Kiel und Wien Kunstgeschichte, Volkskunde und Geschichte. Schwerpunkt ihrer Arbeit ist die Christliche Kunst und Kulturgeschichte des 16. und des 19. /20. Jahrhunderts. Die Autorin lebt in Kiel als Glied der Immanuelgemeinde der SELK und ist als freie Schriftstellerin, Redakteurin und PR-Beauftragte tätig.